

Talja Blokland

Leben zwischen Dreck und Drogen

Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor, Berlin



Talja Blokland

Leben zwischen Dreck und Drogen

Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor, Berlin



Landeskommission
Berlin gegen Gewalt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk steht unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung-Share Alike 4.0 International (CC BY-SA 4.0, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode.de>). Ausgenommen von der oben genannten Lizenz sind Teile, Abbildungen und sonstiges Drittmaterial, wenn anders gekennzeichnet.

Einbandabbildung: Ronsen (Titelfoto des Kotti-Kalenders 2019)

Satz: Florian Hawemann (satz+layout, Berlin)

ISBN 978-3-8325-5310-4

DOI 10.30819/5310

Logos Verlag Berlin GmbH
Georg-Knorr-Str. 4, Geb. 10
D-12681 Berlin
Tel.: +49 (0)30 42 85 10 90
Fax: +49 (0)30 42 85 10 92
INTERNET: <http://www.logos-verlag.de>

Vorwort, Dank und Verantwortung

Dieser Forschungsbericht ist im Rahmen einer Kooperation zwischen der Abteilung Arbeit, Bürgerdienste, Gesundheit und Soziales des Bezirksamts Friedrichshain-Kreuzberg von Berlin (Julia Thöns, Sebastian Beil) und dem Georg-Simmel-Zentrum für Metropolenforschung der Humboldt-Universität zu Berlin entstanden. Wir danken dem Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg als Auftraggeber und insbesondere Frau Thöns und Herrn Beil für die Zusammenarbeit. Finanziert wurde die Studie mit Mitteln der kiezorientierten Gewalt- und Kriminalitätsprävention (Landeskommission Berlin gegen Gewalt, Senatsverwaltung für Inneres und Sport).

Einen maßgeblichen Beitrag zur Verwirklichung dieses Projektes kam von Hannah Schilling, die als wissenschaftliche Mitarbeiterin die Forschung und das Team koordiniert hat. Hannah hat mit ihrer außergewöhnlich ruhigen, gut organisierten Art mich sehr in dem Forschungsprozess entlastet. Es war ein Vergnügen, immer wieder mit ihr über die Konzeptualisierung des Projektes, die Umsetzung und die Argumente zu sprechen. Für die Ankündigung der Befragung sind Sam Blokland, Kim Blokland, Marieke Prey und Kaspar Metzkwow mit dem Projektteam die ganzen Straßen rund um das Kottbusser Tor abgelaufen, um Briefe einzuwerfen. Eine Gruppe von Interviewer*innen hat den Survey mit den Bewohner*innen auf Tablets ausgefüllt. Dank geht hier an Teresa Becher, Friederike Buttgerit, Mehriban Eberstein, Melis Günay, Aline Haulsen, Mariel Heymann, Ecem Karadeniz, Ann Katzinski, Richard Mattmüller, Victoria Obst, Hannah Schirop, Skarlett Schubert sowie Leonie Thies. Weitere Unterstützung bei der Umsetzung der Befragung und Anfertigung des Berichts haben Andrej Holm und Vojin Šerbedžija geleistet. Die Datenbereinigung und die erste empirische Analyse haben Laura Pfirter und Leonie Thies durchgeführt. Die weitere Auswertung der Statistik haben Marieke Prey, Medina Diedrich und Anna Kravets umgesetzt. Bausteine für Kapitel 1 haben Hannah Schilling und Andrej Holm geliefert; Andrej Holm schrieb auch an Kapitel 2 und an den Zusammenfassungen mit. Hannah Schilling analysierte die Karten der Unsicherheitsorte und schrieb das vollständige Kapitel 6. Den Rest des Textes habe zwar ich geschrieben, aber er ist erst lesbar geworden nach der Überarbeitung von Vojin Šerbedžija, der meine Texte so ändern kann, dass sie weniger fehlerhaft werden und doch „meine“ Sprache bleiben. Ich danke Vojin, Hannah, Andrej, Marieke und Anna insbesondere für ihre Arbeit – und Marieke und Anna sehr für ihre Geduld, wenn ich in dem Prozess doch immer wieder andere Auswertungen sehen wollte. Das war anstrengend und hat viel Flexibilität verlangt.

Der Aufbau der Studie, die Diskussion der Literatur und die Fragestellung beziehen sich stark auf mein Buch *„Oog voor Elkaar“*, das 2009 auf Niederländisch bei Amsterdam University Press (finanziert vom niederländischen Ministerium für Raumentwicklung, Milieu und Wohnen) erschienen ist. Aus diesem Text verwendete Übersetzungen von

Sätzen sind an manchen Stellen aufgrund der Lesbarkeit nicht weiter markiert. Für die Bemerkung von Ruth Soenen, inzwischen Jahre her, dass kurze Begegnungen in meiner bisherigen Arbeit viel zu wenig Aufmerksamkeit bekämen, verdient sie immer noch die Anerkennung. Letztendlich, aber, bedanken wir uns vor allem bei den Anwohner*innen, die bereit waren, unsere Fragen zu beantworten.

Berlin, 31.03.2021

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	11
Objektive und subjektive Sicherheit	12
Methodisches Vorgehen und Forschungsfragen	15
Aufbau der Studie	16
Das Quartier unserer Befragung	18
Unsere Stichprobe im Vergleich mit dem Quartier	20
2 Sicherheit beurteilt: Einschätzungen der Anwohner*innen und ihre Begründungen	27
Sicherheitsbewertung im Quartier und am Kottbusser Tor	27
Einfluss demografischer Faktoren auf die Sicherheitsbewertung	30
Begründungen für die Sicherheitsbewertung	31
Viktimisierungserfahrung und Sicherheitsbewertung	32
Allgemeines Vertrauen und Sicherheitsempfinden	34
Zusammenfassung	36
3 Sicherheit als soziales Problem	39
Nutzung und Nutzungsvielfalt im Quartier	39
U-Bahn-Nutzung: Ein besonderer Bahnhof	42
Kottbusser Tor im Vergleich zur Stadt und Geschichte	46
Welche Situationen erfahren Menschen als negativ für ihre Sicherheit?	53
<i>Irritationen im Alltag</i>	53
<i>Sorgen um Unordnung</i>	55
<i>Leben zwischen Dreck und Drogen</i>	56
<i>Sorgen aufgrund von Feindlichkeit.</i>	59
Zwischenfazit	61
Zusammenfassung	61
4 Kennen und Komfortzone: Vertraute Öffentlichkeit	63
Nutzung und Begegnungen im öffentlichen Raum	64
Vertraute Öffentlichkeit	66
Zusammenfassung	67

5 Hören, sehen und...? Vertrauen in soziale Kontrolle	69
Formelle versus informelle soziale Kontrolle	69
Formelle Kontrolle: Sicherheit und die Polizei	70
Soziale Kontrolle zwischen Anwohner*innen	72
Symbolische Quartiersnutzung und Sicherheitsempfinden	76
Zusammenfassung	79
6 Dreck und Drogen konkret gemacht: wo ist es am Kottbusser Tor unsicher? <i>von Hannah Schilling</i>	81
Raumnutzung und Sicherheitsempfinden	81
Wo sind die Unsicherheitsorte?	82
Für wen sind Unsicherheitsorte unsicher?	82
Warum sieht man Unsicherheitsorte als unsicher?	85
Von Meidung bis No-Go?	90
Zusammenfassung	91
7 Fazit und Ausblick	93
Beantwortung der Forschungsfragen	93
Ausblick – was nun?	96
Brückenbedingungen	96
Nicht-beabsichtigte Nebeneffekte	97
Erschwerende Variablen.	97
Unterstützende Variablen	101
Endnoten	105
Anlage 1: Übersicht tabellarischer Abbildungen und Regressionsanalysen . .	111
Literaturverzeichnis	125

Karten- und Abbildungsverzeichnis

Karten

Karte 1.1	Das Untersuchungsgebiet	19
Karte 3.1	Nutzungsorte am Kottbusser Tor.	42
Karte 6.1	Unsicherheitsorte im gesamten Gebiet (unspezifisch) . .	86
Karte 6.2	Unsicherheitsorte – Aktivitäten	86
Karte 6.3	Unsicherheitsorte – Negative Erfahrungen.	87
Karte 6.4	Unsicherheitsorte – Umwelt	88
Karte 6.5	Unsicherheitsorte – Personengruppen	88
Karte 6.6	Unsicherheitsorte – Unvorhersehbarkeit	89

Abbildungen

Kapitel 1

Abbildung 1.1	Wohndauer in Stichprobe und Bevölkerung	21
Abbildung 1.2	Vergleich Altersgruppen in Stichprobe und Bevölkerung .	23
Abbildung 1.3	Übersicht der Berufsgruppen	23
Abbildung 1.4	Einkommensverteilung in der Stichprobe (Nettoäquivalenzeinkommen nach OECD Skala).	24
Abbildung 1.5	Verteilung des Bildungsgrades in der Stichprobe	24

Kapitel 2

Abbildung 2.1	Häufigkeit der Nutzung bzw. Überquerung des Kottbusser Tors	28
Abbildung 2.2	Sicherheitsempfinden im Quartier (1–10 skaliert, absolute Häufigkeiten)	29
Abbildung 2.3	Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor (1–10 skaliert, absolute Häufigkeiten)	29
Abbildung 2.4	Regression mit Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor	111
Abbildung 2.5	Regression mit Sicherheitsempfinden im Quartier.	112
Abbildung 2.6	Gründe für das eigene Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor	113

Abbildung 2.7	Gründe für das eigene Sicherheitsempfinden im Quartier	114
Abbildung 2.8	Häufigkeit und Art von Viktimisierungserfahrungen, selbst erfahren oder einem Haushaltsmitglied passiert . .	115
Abbildung 2.9	Allgemeines Vertrauen	35
 Kapitel 3		
Abbildung 3.1	Verteilung des Indexes Nutzung Kottbusser Tor	41
Abbildung 3.2	Häufigkeit der U-Bahnnutzung.	43
Abbildung 3.3	Tageszeit der U-Bahnnutzung (in Prozent)	43
Abbildung 3.4	Meidung der U-Bahnstation Kottbusser Tor.	44
Abbildung 3.5	Meidung der U-Bahnstation Kottbusser Tor abends und tagsüber	44
Abbildung 3.6	Aussagen zum U-Bahnhof Kottbusser Tor (in Prozent) . . .	116
Abbildung 3.7	Sicherheit im Quartier im Vergleich zu anderswo in Berlin .	47
Abbildung 3.8	Sicherheit am Kottbusser Tor im Vergleich zu anderswo in Berlin	47
Abbildung 3.9	Entwicklung der Sicherheit am Kottbusser Tor in den letzten zehn Jahren	50
Abbildung 3.10	Entwicklung der Straftaten am Kottbusser Tor in den letzten zehn Jahren	50
Abbildung 3.11	Entwicklung der Sicherheit am Kottbusser Tor in den letzten zehn Jahren nach Wohndauer im Quartier	51
Abbildung 3.12	Entwicklung der Straftaten am Kottbusser Tor in den letzten zehn Jahren nach Wohndauer im Quartier.	51
Abbildung 3.13	Entwicklung der Sicherheit in den letzten zehn Jahren nach Wohndauer in Berlin	52
Abbildung 3.14	Entwicklung der Straftaten in den letzten zehn Jahren nach Wohndauer in Berlin	52
Abbildung 3.15	Die Wahrnehmung von „schlimmen“ Situationen und Häufigkeit am Kottbusser Tor	116
Abbildung 3.16.1	Faktorenanalyse. Ladung der Items nach der Rotation . . .	117
Abbildung 3.16.2	Faktoren (1) Sorgen um Unordnung und (2) Sorgen um Feindlichkeit	118
Abbildung 3.17	Regression mit Sorgen um Unordnung	119

Kapitel 4

Abbildung 4.1	Häufigkeit von Begegnungen mit Bekannten am Kottbusser Tor	64
Abbildung 4.2	Übersicht lokale Netzwerke	120
Abbildung 4.3	Übersicht fluide Begegnungen.	65
Abbildung 4.4	Vertraute Öffentlichkeit am Kottbusser Tor und im Quartier	67

Kapitel 5

Abbildung 5.1	Beurteilung der Polizei im Quartier	120
Abbildung 5.2	Erwartungen an die Hilfsbereitschaft der Anwohner*innen	74
Abbildung 5.3	Soziale Kontrolle im Quartier	75
Abbildung 5.4	Belästigung durch die Anwohner*innen.	121
Abbildung 5.5	Gründe der Belästigung von Anwohner*innen	76
Abbildung 5.6	Aussagen zum Quartier und ihr Zusammenhang mit dem Sicherheitsempfinden im Quartier	121
Abbildung 5.7	Aussagen zum Kottbusser Tor und ihr Zusammenhang mit dem Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor.	122

Kapitel 6

Abbildung 6.1	Durschnitt der Sicherheitsbewertung für Menschen mit und ohne unsichere Orte	122
Abbildung 6.2	Übersicht über die Nennungen von Gründen für Unsicherheitsorte	123
Abbildung 6.3	Unsicherheitsgründe Cluster (inkl. Nachkodierung)	90

Kapitel 7

Abbildung 7.1	Kontextuelles Modell	97
---------------	--------------------------------	----

1 Einleitung

Das Kottbusser Tor ist auch für manche Menschen, die gar nicht in Berlin wohnen, ein Begriff. Webseiten und Blogs für Tourist*innen präsentieren den „Kotti“ mit Listen von Sehenswürdigkeiten und Bildern, die seinen multikulturellen, gelassenen Charakter darstellen.¹ Die starken Aktionen gegen Gentrifizierung haben den „Kotti“ zum Schlagwort einer sozialen Bewegung gemacht, die unter Aktivist*innen in der ganzen Welt bekannt ist. Der Prinzessinnengarten ist als Beispiel für Recht auf Stadt, multikulturelle Inklusion und Gemeinschaftsbildung ein beliebtes Ausflugsziel für urbane Aktivist*innen weltweit.

Berühmt ist das Kottbusser Tor jedoch vor allem dadurch geworden, dass die Medien es im besonderen Maße als einen Ort der Gefahr, Drogen und Kriminalität beschreiben.² „Straßenkämpfe, Drogenprobleme und Organisierte Kriminalität“: Die Schlagworte sind keine fettgedruckten Zeitungsschlagzeilen, sondern die Überschriften des Wikipedia-Eintrags zum Kottbusser Tor.³ Die Kriminalitätsberichterstattung verbildlicht das Kottbusser Tor vor allem als einen Ort der Gefahr und Gewalt. Der Tagesspiegel hat eine eigene Themenseite zum Kottbusser Tor in seinem Online-Angebot und spiegelt das Image des Gebietes bereits in der Einleitung der Rubrik: „Der Kotti ist laut, bunt und dreckig – und er schläft nie. Hier feiern und flanieren Partygänger und Touristen neben Dieben und Dealern. Seit Jahrzehnten gehört der Kotti mit seiner hohen Straßenkriminalität zu den Problemkiezen Berlins. Kann die verstärkte Polizeipräsenz das ändern?“⁴

Wegen der Häufigkeit der Straftaten hat die Polizei das Kottbusser Tor 1996 zum „kriminalitätsbelasteten Ort“⁵ (kbO) erklärt (Keller 2018). Damit gehört das Gebiet zu den ersten klassifizierten kbO nach der Einführung des § 21 des Berliner Allgemeinen Sicherheits- und Ordnungsgesetzes (ASOG) im Jahr 1992, welcher die Klassifizierung von Orten als „kriminalitätsbelastet“ regelt. Die Zahlen der Kriminalität haben zwar in den letzten zwei Jahren abgenommen,⁶ der Ruf lebt aber fort. So schreibt *Die Welt*: „Über keinen Platz in Deutschland kursieren so viele Horrorgeschichten: Taschendiebe, Antänzer, Dealer, Junkies, Schlägereien. Eine No-Go-Area, in die kein auswärtiger Besuch kommen will.“⁷ Nachdem ein Mann eine in der Drogenszene bekannte Person vor die U-Bahn schubste, wobei diese starb, nennt die BZ die Szene „brutal“ und den Vorfall „einen weiteren extremen Ausschlag.“⁸ Der „Kotti“ sowie auch das benachbarte, ebenfalls in Kreuzberg liegende Gebiet rund um den „Görli“ sind in den Medien so weit stigmatisiert, dass sogar ein rechtsradikaler Politiker aus München sich die Mühe machte, dort hinzufahren, um mit Verweis auf die Kriminalität gegen ausländische Drogenverkäufer zu hetzen. Da entsteht, ganz anders als in den Blogs der Hipster-Szene und des Tourismus, ein Bild eines Ortes, den man keinem Menschen zumuten kann. Und ein ganz anderes Bild als das, welches Aktivist*innen skizzieren, die auf eine starke partizipative Gemeinschaft hinweisen.⁹ Es ist auch ein Bild, das im Einklang mit der Verbindung zwischen Urbanität und Unsicherheit steht, die in der Literatur ausführlich besprochen worden ist (Body-Gendrot 2000; Lofland 1998: 97).

Aber was macht ein Quartier eigentlich zum gefährlichen Ort? Wie erleben die Anwohner*innen rund um das Kottbusser Tor die Sicherheit in ihrem Quartier? Was bedeuten die Drogen, die Kriminalität, die Läden und andere Infrastruktur und die Diversität an Nutzer*innen für das Sicherheitsempfinden der Menschen, die dort tatsächlich *wohnen*?

Die Frage ist nicht nur für die Zukunft vom Kottbusser Tor relevant. Man kann sich die allgemeinere Frage stellen, wie eine Außerdarstellung eines Ortes mit dem inneren (Er)leben verbunden ist. Der Widerspruch zwischen Liebe für den „Kotti“ und der Einstufung als kriminellen Ort macht es zu einem besonders interessanten Fallbeispiel, um einige allgemeine Annahmen aus der Literatur zu Sicherheitsempfinden, kritisch zu evaluieren, und vielleicht auch, um für eine breitere Perspektive auf Sicherheit, soziale Kontrolle und soziale Kontakte – manchmal auch als „soziale Kohäsion“ bezeichnet – zu plädieren.

So ist dies nicht nur ein Bericht über die Ergebnisse dessen, was Menschen uns geantwortet haben, als wir sie 2019 befragten. Vor allem ist es ein Beitrag zur Debatte zum Sicherheitsempfinden als sozialem Problem: ein Problem, das vermehrt in der breiten Gesellschaft Sorge bereitet (Hirtenlehner & Hummelsheim 2015: 458; Stark & Smolka 2018: 83; Bittner & Hudler 2016: 240ff). Unser Ziel ist es, mehr Klarheit in diese Debatte zu bringen und auf potenzielle Verbesserungen hinzuweisen. Politisch wird oftmals, um ein Beispiel zu nennen, für mehr Polizei auf der Straße geworben. Aber sind Erfahrungen der Verunsicherung immer mit dem Auftritt staatlicher Akteure lösbar oder sogar verbunden, und sollte man bei der Suche nach Antworten für Probleme immer zum Staat schauen? Können Bürger*innen auch gemeinsam Verantwortung für ihr Zusammenleben übernehmen, sogar in einer Großstadt wie Berlin? Gerade in den letzten Monaten hat es zunehmend Anlass gegeben, diese Frage zu stellen. Die Coronapandemie hat ja vor allem den gegenseitigen Schutz durch Bürger*innen verlangt, was mit Verboten, Beschränkungen und Kontrollen umgesetzt worden ist. Auch die Rolle der Polizei wird zunehmend diskutiert. Wie ein Sicherheitsregime der Zukunft aussehen könnte, ist ein breit umkämpftes Thema geworden.

Objektive und subjektive Sicherheit¹⁰

Kriminalität wird manchmal als „objektive“ Seite der Sicherheit beschrieben, da die Erwartung ist, dass mit (steigender) Kriminalität ja auch die rein statistische Chance zunimmt, dass man Opfer einer Straftat wird. Die statistische Chance ist aber nur eine Wahrscheinlichkeitsberechnung, die wenig mit der Realität zu tun haben muss. Kriminalität, vor allem Drogenverkauf und die Gewalt, die mit den kommerziellen Abläufen dieses Marktes zusammenhängt, ist überhaupt nicht zufällig, wenn sich alle an die Regeln des Spiels halten (cf. Blokland 2009a). Anders ist das beispielsweise mit Delikten, zu denen es kommt, wenn jemand versucht Geld für die (harten) Drogen zu besorgen. Streit und Gewalt innerhalb der Gruppen von Nutzer*innen hingegen treffen Außenseiter*innen nicht unbedingt. Obwohl genau solche Erfahrungen auf der Straße oder im U-Bahnhof ein Gefühl der Verunsicherung generieren können, sind laut schreiende Menschen

in einem Rausch noch nicht direkt gefährlich. Im Gegensatz dazu, um das umgekehrte Beispiel aufzuzeigen, können Autodiebe oder Wohnungseinbrecher*innen völlig unauffällig arbeiten – und verursachen gleichzeitig einen viel größeren Schaden. Hinzu kommt, dass Kriminalität sich gerade dort im öffentlichen Raum häuft, wo sich die Mühe lohnt (Maas-de Waal & Wittebrood 2002; Ceccatto 2016) (anders als bei Betrug oder Gewalt, die gerade nicht hauptsächlich in Anonymität stattfinden). Mit anderen Worten: Orte, wo viele Menschen unterwegs sind, bieten Gelegenheiten. Bontje und Ostendorf (zitiert in Musterd et al. 2004) hatten für Amsterdam ausgewertet, dass nur vier Faktoren den Anteil krimineller Vorfälle der Polizeistatistiken pro Hektar erklären konnten: erstens, die Anzahl der Gastronomiebetriebe; zweitens, die Zahl der Geschäfte; drittens, die Zahl der übrigen Unternehmen; und zum Schluss, die Zahl der neu zugezogenen Bevölkerung. Kurz gesagt: Bleibt das Kottbusser Tor lebendig, so bleibt vermutlich auch der Hotspot; und „neue“ Hotspots entstehen dort, wo Clubs, Bars und Restaurants neue Besucher*innen bringen. Wenn aber durch die Maßnahmen gegen die Corona-Pandemie diese Geschäfte geschlossen und die Tourist*innen zu Hause bleiben, sinkt auch die Kriminalität.¹¹

Es wundert nicht, dass viele Forscher*innen festgestellt haben, dass das Niveau der Kriminalität das Sicherheitsempfinden nicht bestimmt (Minnery & Lim 2005; Jackson 2006; siehe auch Van Gernerden & Staats 2006). Wie Wittebrood (2006: 190) schon kommentierte, sind allgemeine Gefühle der Unsicherheit eher „ein Ausdruck eines gefühlten Unbehagens“. Boutellier verbindet dieses Gefühl mit einer gesellschaftlichen Analyse nach Beck: in der Risikogesellschaft streben wir nach maximaler Freiheit und maximaler Sicherheit und deswegen nach einer Utopie, da der Drang nach persönlicher Freiheit sich nicht nach einem gemeinsamen, geteilten Rahmen richtet, der Sicherheit bietet. Die Unsicherheit wächst deswegen – so wie auch das Bedürfnis eines staatlichen Auftritts, um die Sicherheit zu garantieren (Boutellier 2004: 127–8; auch Terpstra 2003; Hirtenlehner 2020: 262–281). Wie wir die Sicherheit im öffentlichen Raum erleben, erklärt sich deswegen nicht direkt daraus, wer wie genau gegen Gesetze verstößt. Es hängt genauso mit unseren Einschätzungen des ganzen sozialen Verkehrs an dem Ort zusammen (Soenen 2006; Blokland & Soenen 2004). Das ist einer der Gründe für die oft schwache Korrelation zwischen der objektiven Sicherheit und dem Sicherheitsempfinden bzw. der subjektiven Sicherheit:

„Subjektives Sicherheitsempfinden, welches auch als Kriminalitätsfurcht bezeichnet wird, ist grundlegend in zwei Formen zu unterscheiden (Boers 1991; Gabriel & Greve 2003). Die soziale Kriminalitätsfurcht richtet sich auf die Wahrnehmung von Bedrohungen des Gemeinwesens und äußert sich in Einstellungen zu Strafe, zum Strafsystem und zu Institutionen der strafrechtlichen Kontrolle. Sie erfasst, in welchem Ausmaß sich Bürger Sorgen über die Entwicklung der Inneren Sicherheit und der Kriminalität im Allgemeinen machen. Die personale Kriminalitätsfurcht hingegen richtet sich auf die individuellen Befürchtungen der Bürger, selbst Opfer einer Straftat zu werden. Sie erfasst, in welchem Ausmaß sich der einzelne Bürger durch Kriminalität bedroht fühlt (Gabriel & Greve 2003)“ (Bornewasser & Köhn 2012: 2).

Allerdings umfasst sie nicht alles, was uns ein Gefühl der Unsicherheit gibt. Seit den 1980er Jahren ist unter Wissenschaftler*innen der Kriminologie schon bekannt, dass Sicherheitsempfinden (gemessen als Angst vor Kriminalität) von folgenden Aspekten

geprägt wird: der Ernsthaftigkeit der Tat und der Einschätzung, Opfer werden zu können (wenn man Menschen, die gleich in Geschlecht, Alter und sozial-ökonomischem Status sind, vergleicht).¹² *Incivilities* werden in so einer Definition weniger wichtig sowie auch die breitere Erfahrung der Nachbarschaft als soziales Gefüge.

Wir zeigen, dass sich unsicher zu fühlen, mehr ist als Kriminalitätsfurcht. Unsicherheit ist Thema, wo Menschen im Alltag Erfahrungen mit Rassismus, Feindlichkeit gegenüber LGBTQ Personen und Sexismus machen, auch wenn solche Erfahrungen nicht die Kriminalitätsstatistiken prägen und nicht zur Anzeige gebracht werden. Unsicherheit ist gerade in städtischen Räumen Thema: dort, wo viele sich sehr unterschiedliche Lebensstile in einer großen Varietät an Erscheinungsformen konzentrieren, inklusive gesellschaftlichem Elend und menschenunwürdigen Umständen. Da wird es schwer, einzuschätzen, wie die Lage eigentlich gerade ist. Man braucht viel lokales Wissen, um mit allem, was sich so abspielt, zurecht zu kommen, und einschätzen zu können, auf wen man sich verlassen kann, wem man aus dem Weg gehen soll oder wann man einen Ort vielleicht eher anderen überlassen sollte.

Sicherheitsempfinden entspricht der Sicherheit, die Menschen nach eigener Einschätzung *fühlen*. Dies ist nicht zu verwechseln mit ihren Erfahrungen. Wir durchleben und erlernen, und sammeln soziale Informationen (Innes 2005: 21), die wir nutzen, um einzuschätzen, welche Bedeutung das, was um uns rum passiert, für uns hat (Blokland 2017). Umweltpsycholog*innen haben betont, wie wichtig dafür eine Vertrautheit zu anderen, die man eigentlich gar nicht kennt, ist (Gifford 2002a, 2002b). Fehlt uns die „gute“ Information, dann erfahren wir, wie der polnische Soziologe Piotr Sztompka (1999) beschrieben hat, weder Vertrauen (*Trust*) noch Misstrauen (*Distrust*), sondern einen Zustand, den er im Englischen *Mistrust* nannte. *Mistrust* meint dann folgendes: man kann das Verhalten der anderen nicht einschätzen, da man keinen Rahmen hat, um es sozial einordnen zu können. Im Laufe dieses Berichts werden wir sehen, dass in unserem Sicherheitsempfinden diese Möglichkeit der sozialen Einordnung eine wichtige Rolle spielt. Erfahren heißt, etwas zu erleben, und das kann unser Empfinden beeinflussen. Ich kann also einen Ort als Hotspot der Kriminalität erfahren, ohne dass es mein eigenes Sicherheitsempfinden beeinflusst, zum Beispiel da mir selbst dort nie etwas passiert ist, ich aber *weiß*, was passiert, wen es betrifft, wie die Abläufe sind. Vielleicht macht es mir dann keine Angst, aber mich eher wütend oder gleichgültig. Auch wenn ich zwar damit rechne, dass mir was passieren kann, aber *weiß*, dass es andere Menschen geben wird, die helfen werden, geht es nicht mehr nur um Kriminalität. Wir betrachten Sicherheitsempfinden deswegen als breites Konzept, das sich aus einem Komplex von Erfahrungen, individuellen psychologischen Prozessen, Biografien, Wahrnehmungen und Interpretationen unseres Umfeldes zusammensetzt.

Ein Problem bei der Befragung des Sicherheitsempfindens ist, dass die Frage, wie man die Sicherheit beurteilt, manche Menschen aus der Perspektive der Erfahrung beantworten, andere aber aus Emotionen heraus.¹³ Die Soziologie der Emotionen hat uns darüber hinaus gelehrt, dass wir auch unsere Gefühle sozial bearbeiten (Hochschild 1983): ich kann in einer Situation Angst haben, allerdings auch wissen, dass dieses

Gefühl nicht „richtig“ ist, da es gesellschaftlich nicht erwünscht ist, meinen politischen Überzeugungen nicht entspricht oder ich gerne stärker sein würde und vor nichts und niemanden Angst hätte. Hochschild spricht von Gefühlsarbeit (1990: 30): alle inneren und äußeren Bemühungen, praktische Tätigkeiten und Strategien, mit denen wir im Alltag unsere eigenen Emotionen modellieren. Emotionsarbeit heißt, dass wir versuchen, bestimmte Emotionen zu unterdrücken oder auch zu erzeugen, unsere emotionale Betroffenheit zu steuern. Das tun wir nach den Regeln unseres sozialen Kontextes, da auch das, was wir fühlen, so argumentiert Hochschild, von diesem Kontext geprägt ist. Man sieht das zum Beispiel in Umfragen. Das verkompliziert zwar die Diskussion, aber wir werden noch sehen, dass wir den Unterschied zwischen „meinen Erfahrungen“ und „meinem Empfinden“ beachten müssen.

Methodisches Vorgehen und Forschungsfragen

Wie könnte man herausfinden, wie Anwohner*innen rund um das Kottbusser Tor die Sicherheit erfahren und empfinden?

Schaut man sich in den Medien um, dann ist schon ganz schön viel gesagt. Die vielen Diskussionen und Berichte basieren oftmals auf Polizeistatistiken, Skizzen von dem öffentlichen Geschehen von Journalist*innen und anderen Veröffentlichungen, die dann wieder – je nach Medienart und Publikationsziel – unterschiedlich berichten.¹⁴ Oder sie basieren auf Erfahrungen, die zwar mit Recht relevant für die Erzähler*innen sind, aber nicht zu generalisieren sind. Dies ist zum Beispiel bei Veranstaltungen für Bürgerbeteiligung oft der Fall. Wie wichtig auch dieser Erfahrungsaustausch und der kreative Prozess, als Bürger*innen zu gemeinsamen Aktionen zu kommen, ist: die Reichweite diesbezüglicher Anekdoten bleibt unbekannt. Wer in der Zeitung, im Radio oder der Aktionsgruppe seine Geschichte erzählt, kann nicht unbedingt „für alle Menschen“ sprechen. Um dieses Problem zu umgehen, nutzen Sozialwissenschaftler*innen Stichproben. Sie versuchen aus einer Gruppe (hier: Anwohner*innen über 18, die rund um in das Quartiersmanagement-Gebiet Zentrum Kreuzberg/Oranienstraße am Kottbusser Tor und Umgebung wohnen) so willkürlich wie möglich Menschen zu finden, die bereit sind, Fragen zu beantworten. So sind wir vorgegangen. Nachdem wir bei allen Wohnadressen im Untersuchungsgebiet Briefe eingeworfen hatten, die unser Vorhaben erklärten, haben wir Laufrouuten durch das Gebiet des Quartiersmanagement (QM) Zentrum Kreuzberg/Oranienstraße festgelegt, und an jeder dritten Klingel jedes Wohnhauses geklingelt und um eine Teilnahme an der Befragung gebeten, unabhängig welche Person die Tür öffnete.¹⁵

Unsere zentralen Fragen waren:

- Wie empfinden Anwohner*innen des QM Gebiets Zentrum Kreuzberg/Oranienstraße die Sicherheit ihrer Wohnumgebung?
- Welche Faktoren nehmen Einfluss auf ihr Sicherheitsempfinden? (Viktimisierung, Alter, Gender, Wohndauer usw.)?

- Welche Zusammenhänge gibt es zwischen Sicherheitsempfinden, Nutzung der lokalen Infrastruktur und Nahverkehr und sozialen Interaktionen vor Ort?
- Wie sehen Anwohner*innen des QM Gebiets die Lage am „Kotti“, und wie im Vergleich zu ihrem Quartier?
- Sind die Erfahrungen, die Anwohner*innen am „Kotti“ machen, wichtig für das generelle Sicherheitsempfinden im Quartier? Welche Situationen und welche spezifischen lokalen Orte spielen für ihr Sicherheitsempfinden eine Rolle?

Wir berichten hier, welche Antworten unsere Umfrage bringt, und welche Schlussfolgerungen man daraus aus Sicht der Soziologie ziehen kann. Das ist erstmal für die Frage relevant, wie man am Kottbusser Tor die Sicherheit vergrößern kann. Darüber hinaus liefern wir Einblicke in die theoretische Verbindung von kurzen Begegnungen im öffentlichen Raum für den sozialen Zusammenhalt. Sozialwissenschaftler*innen beschäftigen sich gewöhnlich vor allem mit Institutionen und verstetigten Netzwerken zwischen Menschen. Nur beschränkt haben sie sich für kurze Begegnungen im Alltag interessiert, und für die Frage, wie solche Begegnungen unsere Vergemeinschaftung prägen. Im Gegensatz zu den Ethnolog*innen (Kaschuba 2004) haben Soziolog*innen den Bedeutungen, die wir durch Erfahrungen eines „Time Out“ (Byrne 1978) oder einer *Auszeit* (im sozialen Sinne) zwischen A und B, außerhalb von Familien-, Freundes-, Bekanntenkreisen entwickeln, wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Aber wie wir sind und wie wir Zugehörigkeit und „Zuhause“, und damit auch ein Gefühl der Sicherheit, konstruieren wird sehr wohl auch von solchen Begegnungen, die wir auf dem Weg zur Arbeit, Ausbildungsstätte oder dem Gemeinschaftsgarten machen – also dem Sozialen, was für uns das „Nebenbei“ unseres Alltags ist – bestimmt. Es ist an der Zeit, diese auch soziologisch stärker unter die Lupe zu nehmen. In Berlin bewegen sich die Menschen vielleicht sehr in ihren eigenen „Blasen“, Milieus oder Subkulturen – aber *immerhin* mit Anderen nebenan.

Aufbau der Studie

Wir stellen in diesem ersten Kapitel das QM Gebiet Zentrum Kreuzberg/Oranienstraße kurz vor. Dann zeigen wir, wie unsere Stichprobe im Vergleich zu den Statistiken des Quartiers aussieht. Das ist wichtig für die Frage, ob unsere Umfrage geeignet ist, um allgemein für alle „die Bewohner*innen“ zu sprechen.

Kapitel 2 fängt mit der Beurteilung der Sicherheit des Wohnquartiers und Kottbusser Tores an, und präsentiert die Gründe, warum die Beteiligten diese Einschätzungen abgaben. Es zeigt auch, inwiefern Menschen in unterschiedlichen Positionen (Gender, Alter, Wohndauer, Einkommen, Bildungsniveau, Arbeitssituation) die Sicherheit anders beurteilten. Da Kriminalitätsfurcht bekanntlich durch Viktimisierung beeinflusst wird, beleuchtet die zweite Hälfte dieses Kapitels, ob diese Furcht direkt mit dem Quartier zusammenhängt. Wenn es egal ist, ob mein Geldbeutel auf Ibiza geklaut wurde, ich in Zehlendorf rassistisch beleidigt worden bin oder jemand um die Ecke mein Fahrrad gestohlen hat, bestünde zwar die Korrelation zwischen Viktimisierung und Sicherheits-

empfinden, aber sie hätte nichts mit dem Kottbusser Tor zu tun. Wir schauen uns auch an, ob man sich an Viktimisierung mit der Zeit gewöhnt. Ist Verunsicherung größer, wenn erst kürzlich was passiert ist?

In *Kapitel 3* nehmen wir genauer unter die Lupe, welche Nutzung für das Sicherheitsempfinden eine Rolle spielt. Macht es für die Frage wie man sich fühlt etwas aus, ob man das Kottbusser Tor überhaupt nutzt?

Erstmal müssen wir berücksichtigen, dass das persönliche Sicherheitsempfinden nicht mit Erfahrungen mit „verbotenem“ Verhalten gleichzusetzen ist (bzw. nicht zwingend „verbotenem“, aber einem Verhalten, das man anstrengend findet). Wir werden sehen, dass bestimmte Vorkommnisse für die Bewohner*innen sehr wohl den „Kotti“ und ihr Wohnumfeld mehr prägen. Es ist ja nicht so, als fänden sie, dass ihr Quartier ganz und gar nicht von Kriminalität belastet wäre. Die Frage ist aber, wie und ob sich das auf ihr Sicherheitsempfinden auswirkt. Auch müsste man sich überlegen, ob Unsicherheit gar nicht so sehr mit Kriminalitätsfurcht, aber eher mit einem Gefühl zu tun hat, dass der Staat, der für die Sicherheit verantwortlich ist, die Lage nicht im Griff hat. Das überprüfen wir anhand einiger Fragen zur Polizei. Wir argumentieren, dass Sicherheitsempfinden vielleicht zu oft und zu schnell mit Anwesenheit von Kriminalität verbunden wird und zu wenig mit einem „Zuhause“ Gefühl: einer Art Kenntnis des Sozialen vor Ort, auch wenn das, was passiert, in die Statistiken der Kriminalität einfließt.

Kapitel 4 vertieft die Nutzung weiter. Wer viele Freunde und Verwandte in dem Kiez hat, fühlt sich vielleicht anders als Menschen, die zwischen Unbekannten wohnen. Die praktische Quartiersnutzung (Blokland 2003) steht im Fokus: der lokale Anteil unserer Alltagsroutinen könnte wiederum in Verbindung damit stehen, was wir *vertraute Öffentlichkeit* nennen werden. Ohne Menschen wirklich kennen zu müssen, so die These, sind wir besser in der Lage, uns komfortabel zu bewegen, wenn wir für die anderen bekannte Gesichter sind, wenn wir mal Menschen im Vorbeigehen treffen, die unser Gesicht kennen oder wir mal mit Fremden plaudern. Dann bewerten wir die Sicherheit vielleicht auch positiver.

Das *5. Kapitel* geht dann weiter darauf ein und beantwortet die Frage, inwiefern Vertrauen darauf, dass, wenn was passiert, Menschen füreinander da sind, in Quartier und am Kottbusser Tor erfahren wird, und wie sich dieses Vertrauen oder Misstrauen auf das Sicherheitsempfinden auswirkt. Fühlen Menschen, die stärkere Erwartungen an solche soziale Kontrolle haben, sich auch sicherer? Dann erkunden wir, ob diese Erwartungen durch die vertraute Öffentlichkeit aus Kapitel 3 gestärkt werden. Anders als in der bestehenden Literatur argumentieren wir hier, dass nicht nur Kriminalitätsfurcht oder Zufriedenheit mit der Polizei, aber auch mein soziales Wissen und mein Vertrauen den anderen gegenüber mir hilft, mich im öffentlichen Raum zu bewegen und sicher zu fühlen.

Wie das Erfahren des Raumes dann auf ein sicheres Gefühl einwirkt, lässt sich in zwei Teilen erklären: auf der einen Seite ist das soziale Erfahren eines Raumes und die symbolische Quartiersnutzung (Blokland 2003: 157) relevant – meine Erfahrung meines Quartiers als Identifikationsrahmen. Auf der anderen Seite spielt eine Rolle, und das wird

Thema in *Kapitel 6*, wie wir die physische Umgebung – die Gebäude, die Grünflächen, die Verkehrslage – erfahren. An welchen Orten genau haben Menschen ein unwohles Gefühl? Welche Bedeutung hat hier die bauliche Umgebung? Mit einer Auswertung von geografischen Daten, auf denen wir einzeichnen konnten, wo genau Anwohner*innen sich an bestimmten Orten nicht wohl fühlten, und mit den Gründen, die sie dafür angegeben haben, können wir dazu hier mehr sagen. Das ist vor allem auch deswegen wichtig, da die Meidung bestimmter Orte, die man unangenehm findet, dazu führen kann, dass das, was wir ihr „Absorbierungspotenzial“ nennen werden, abnimmt, und langsam *No-Go-Orte* entstehen. Es erlaubt uns außerdem darauf einzugehen, dass die Meidung bestimmter Orte nicht dem Anspruch einer Stadt entspricht, die für ihre Bürger*innen inklusiv sein möchte. Wenn bestimmte Menschen Orte meiden, da sie sich nicht wohl fühlen, wird durch ihr Fern- oder zu Hause bleiben das Problem ja nicht gelöst.

Kapitel 7 fasst die wichtigsten Ergebnisse zusammen und blickt voraus: in welche Richtung könnte man weiterdenken, damit das Kottbusser Tor verrückt und lebendig, jedoch übersichtlicher und noch vertrauter für die Menschen wird, die dort tatsächlich wohnen?

Das Quartier unserer Befragung

Wir haben als Untersuchungsraum unserer Umfrage das Gebiet des Quartiersmanagements Zentrum Kreuzberg/Oranienstraße ausgewählt, welches sich rund um den Verkehrsknotenpunkt erstreckt.¹⁶

Das Gebiet ist eng mit der Stadtentwicklungsgeschichte von Berlin Kreuzberg verbunden. Geprägt von einer gründerzeitlichen Bebauung mit meist mehreren Hinterhäusern und Gewerbebetrieben ist Kreuzberg mit knapp 15.000 Einwohner*innen je Quadratkilometer der am dichtesten besiedelte Ortsteil Berlins (ca. 4.000 EW/km²). Insbesondere an den Straßenzügen im nördlichen Teil des Untersuchungsgebietes (nördlich und östlich des Kottbusser Tors, Blöcke D, F, G, H I, J) stehen bis heute meist Altbauten, die nach den Sanierungsarbeiten der Behutsamen Stadterneuerung in den 1980er Jahren und Modernisierungsarbeiten der letzten Dekaden einen überwiegend guten Bauzustand mit zeitgemäßer Ausstattung haben. So genannte „Substandardwohnungen“ – Wohnungen mit Ofenheizung und Außen-Toiletten – sind inzwischen die Ausnahme im Gebiet. Die Behutsame Stadterneuerung im Rahmen der IBA 1987 stand für eine Abkehr der bis dahin verfolgten Abriss-Sanierung und orientierte sich an einem erhaltenden Umgang mit Bewohnerstrukturen und Gebäudebestand (Pfothenhauer 2000: 251 f.).

Der südliche Teil des Kottbusser Tors (Blöcke N, M, Q, P) hingegen besteht überwiegend aus kompakten Neubauten der 1970er und 1980er Jahre: dem städtebaulichen Erbe der Westberliner Nachkriegszeit. Nach den Wiederaufbauanstrengungen in den 1950er Jahren setzte sich in Westberlin die Strategie der „Flächensanierung“ durch: Abriss von Gründerzeitlichen Vierteln und Ersetzung durch moderne Siedlungsbauten (siehe Becker/Schulz zur Wiesch 1982). Die teilweise sehr hohen und blockumfassenden Wohnriegel und die abgeschlossenen Binnenhöfe stehen für den typischen Groß-



Karte 1.1 Das Untersuchungsgebiet. Quelle: Geoportal Berlin / Karte von Berlin 1:5000 (K5 SW-Ausgabe) und Soziale Stadt (Quartiersmanagement); eigene Darstellung

siedlungsbau der Flächensanierung. Die meist geförderten Sozialwohnbauten weisen teilweise sichtbare Merkmale einer langjährigen Desinvestition auf.

Mit Ausnahme der Gebäude am Fränkelufer mit Blick auf den Kanal und sehr wenigen Ausnahmen (3 % der Wohnungen) im nördlichen Teil des Kottbusser Tors („mittlere Wohnlage“) gelten alle Adressen im Untersuchungsgebiet in den amtlichen Zuordnungen in die Wohnlagensystematik des Berliner Mietspiegels als „einfache Wohnlage“ (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (SenSW) 2019).¹⁷

Kreuzberg und damit auch unser Untersuchungsgebiet stehen auch für die Migrationsgeschichte Berlins nach dem 2. Weltkrieg. Seit den 1960er Jahren stieg die Anzahl der Arbeitsmigrant*innen, die als „Gastarbeiter“ vor allem aus der Türkei und Jugoslawien angeworben wurden und von denen sich viele dauerhaft in Berlin niederließen. Im Jahr 1979 erreichte die türkische Bevölkerung die Anzahl 100.000 Einwohner*innen und „West-Berlin wurde die erste türkische Großstadt Westeuropas“ (Kleff 1998: 83). Durch die vorbereitenden Entmietungen der geplanten Kahlschlag-sanierung standen Anfang der 1970er Jahre in den Kreuzberger Altbaugebieten bereits tausende Wohnungen leer und wurden „an türkische Arbeiterfamilien vermietet, die in gutbürgerlichen Vierteln kaum eine Chance auf eine Wohnung hatten“ (Kleff 1998: 84). Trotz einer 1975 verhängten Zuzugssperre für die Bezirke Kreuzberg, Tiergarten und Wedding stieg der Anteil der nichtdeutschen Bevölkerung in Kreuzberg auf einen Anteil

von über 30 Prozent. In unseren Untersuchungsgebieten weist die amtliche Statistik für knapp zwei Drittel der Einwohner*innen einen „Migrationshintergrund“ aus. Diese migrantisch geprägte Zusammensetzung der Bevölkerung prägt nicht nur die Gewerbestruktur, sondern auch die Wahrnehmung. Mit Blick auf die Berliner Integrationsdiskurse beschreibt der Kulturwissenschaftler Stephan Lanz den Blick auf Kreuzberg als „ambivalente Deutung (...) zwischen einem sozialen ‚Brennpunkt‘ und einer modellhaften Einwanderungsgesellschaft“ (Lanz 2007: 248).

Das Untersuchungsgebiet hat zudem eine weit zurückliegende Protest-Geschichte, die mit einer Reihe von legalisierten ehemals besetzten Häusern, ungewöhnlichen lokalpolitischen Mehrheiten¹⁸ und einer dichten Initiativenlandschaft bis heute nachwirkt. Vom Protest gegen den Abriss in den 1970ern, über die Auseinandersetzungen um die besetzten Häuser und die Krawalle am 1. Mai in den 1980/90er Jahren bis hin zu aktuellen Protesten von Geflüchteten und Sozialmieter*innen – Kreuzberg ist ein Ort, der oft im Zentrum der sozialen und politischen Proteste in Berlin steht (Holm 2014). Schwerpunkt der Mobilisierungen in den letzten Jahren sind Aktivitäten und Kampagnen gegen steigende Mieten und Verdrängung. Mit Angebotsmietpreisen von durchschnittlich fast 13 €/m² (2018) gehört Kreuzberg mittlerweile zu den teuersten Wohnlagen der Hauptstadt – der Berliner Durchschnittswert der Neuvermietungen liegt bei 10,40 €/m² (BerlinHyp 2019; GSW 2013: 6). Vor allem ärmere Haushalte haben bei einem Wohnungsverlust wenig Aussichten, in ihren Nachbarschaften eine neue leistbare Wohnung zu finden.

Die Gegend rund um das Kottbusser Tor ist eine Nachbarschaft mit multiplen Herausforderungen und Zuschreibungen. Doch die Menschen, die hier leben, sind sehr verschieden: Einige leben schon lange hier – andere sind erst in den letzten Jahren zugezogen. Viele zahlen günstige Mieten und haben Furcht vor Mietsteigerungen und Verdrängung, andere zahlen schon jetzt hohe Mieten. Einige haben eine eng an die Nachbarschaft gebundene Migrationsgeschichte, andere sind aus Lebensstilgründen ganz bewusst hergezogen. Die einen beteiligen sich an Protesten, die anderen wollen ihre Ruhe haben. Bei so verschiedenen Ausgangspunkten wäre es wenig verwunderlich, wenn auch die Veränderungen in der Nachbarschaft und altbekannte Schulprobleme, Vereinnahmung einer „multikulturellen Vielfalt“ und rassistische Stigmatisierungen, Polizeieinsätze und Kriminalität unterschiedlich wahrgenommen und bewertet werden. Doch alle Bewohnerinnen und Bewohner unseres Untersuchungsgebietes eint, dass sie in der Nähe vom Kottbusser Tor wohnen und ihn aus ihrem Alltag kennen. Gerade weil das Image vom „Kotti“ vor allem von der medialen Berichterstattung geprägt ist, wollen wir herausfinden, was diejenigen denken, die hier wohnen.

Unsere Stichprobe im Vergleich mit dem Quartier

Wie man sein Quartier erlebt hat damit zu tun, wie lange man dort schon lebt. Es ist nicht einfach zu sagen, wie genau. Menschen, die schon länger da sind, haben das meiste erlebt und sind vielleicht deswegen gelassener. Aber sie sind vielleicht auch älter und

haben deswegen mehr Sorgen, wenn sie mit schnellen Veränderungen weniger anfangen können. Oder sie erinnern sich an bessere Zeiten, so wie Menschen allgemein mit einer Nostalgie auf die Vergangenheit zurückblicken können, und sich selektiv erinnern (Blokland 2001). Menschen, die gerade erst zugezogen sind, sind sich entweder der Probleme noch nicht so bewusst oder erfahren gerade die Gegend als unsicher, da sie noch wenig von den inneren Dynamiken des Ortes verstehen. Wir werden deswegen in den nächsten Kapiteln immer wieder die Frage der Relevanz der Wohndauer betrachten. In unserer Stichprobe – das sind die Menschen mit denen wir gesprochen haben – haben 15% über 30 Jahre in der Gegend gewohnt, aber 44,5% auch kürzer als 10 Jahre. Da 65,3% unserer Befragten länger als 5 Jahre in ihrem Kiez wohnten und dies für das QM Gebiet bei 66,6% laut Statistik des Bezirksamts liegt, haben wir eine relativ gute Stichprobe (Abbildung 1.1).

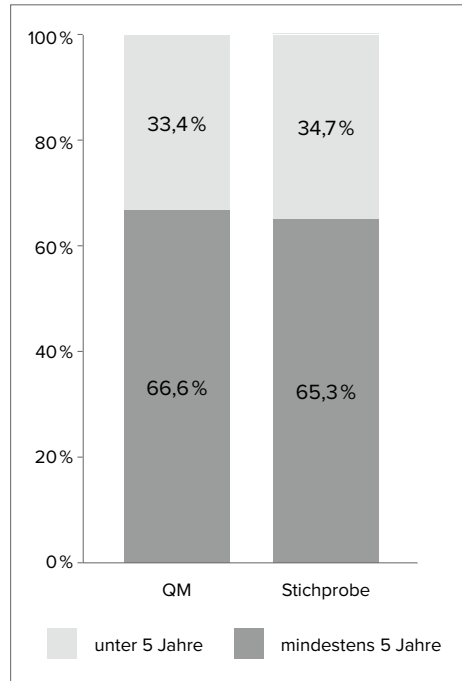


Abbildung 1.1 Wohndauer in Stichprobe und Bevölkerung

Wir werden in unserer Analyse nicht die „nicht-deutschen Staatsbürger*innen“, „Migrant*innen“ oder ethnische Kategorien auswerten. Beim Runden Tisch, den wir am Anfang der Studie mit Beteiligten aus dem Kreis der Aktionsgruppen, Sozialarbeiter*innen, Polizei und Quartiersmanagement hatten, ist uns bestätigt worden, wie wenig diese Kategorisierungen für die Bewohner*innen von Kreuzberg Sinn machen. Für sie spielten ganz andere Grenzlinien eine ausgesprochen große Rolle, wie etwa die zwischen Bewohner*innen und Besucher*innen, zwischen Alteingesessenen und neu Zugezogenen oder zwischen armen und reichen Menschen. Sie betonten aber immer wieder, wie wenig sie an den „von oben“ kategorisierten statistischen Labels interessiert waren, die Menschen nach Herkunft einteilen. Theoretisch gibt es auch keinen Grund, warum der Migrationshintergrund einer Person, die seit 30 Jahren in Kreuzberg wohnt, in die gleiche statistische Kategorie einfließen soll, wie beispielsweise die kürzlich mit dem Rollkoffer zugezogene italienische Künstlerin (momentan aber Barfrau) oder der Geflüchtete aus Syrien. Das einzige, was da inhaltlich gemeinsam sein könnte, ist, dass sie im Alltag, egal wie lange sie in Kreuzberg wohnen oder wo ihre Familie mal hergekommen ist, immer von *Anderen* die Zuschreibung erfahren, Ausländer*innen, Personen mit Migrationshintergrund, Araber*innen, Muslim*innen usw. zu sein. Deswegen haben wir uns dafür entschieden, *nicht* an der weiteren Konstruktion einer statistischen

Kategorie mit wenig tatsächlicher Genauigkeit wie „Migrationshintergrund“ mitzumachen. Wir haben es für unsere Forschungsfrage für relevanter gehalten, zu fragen, wie Menschen meinen, von anderen gesehen zu werden. Mehr als 44 % der Befragten berichteten eine Diskrepanz zwischen dem, wie sie sich selbst identifizieren, und dem, wie andere sie beschreiben würden.

Nur für 55,8 % der Menschen stimmte die ethnische Selbstzuschreibung mit dem überein, wie andere sie lasen. 91 % der Personen, die sich selbst als Deutsche sahen, werden auch von anderen so wahrgenommen. Dahingegen hatten 34,4 % (oder 42 Menschen) eine *andere* Selbstbeschreibung als Deutsch, obwohl sie meinten, von anderen als Deutsch klassifiziert zu werden. Dazu gehören bei der eigenen Klassifikation auch Kategorien wie Weltbürger*in, Europäer*in oder „einfach Mensch“. 55 % unserer Befragten sagten, sie würden von anderen Menschen nicht (nur) als Deutsche gesehen. In den kategorisierenden Statistiken hatten 71 % einen Migrationshintergrund (SenSW 2018).

Von unseren Befragten klassifizierten sich 54,7 % als weiblich, 1,9 % als divers und 43,4 % als männlich: so liegt die Beteiligung von Männern etwas niedriger als ihre (statistische) Präsenz in den Quartieren. Die unterschiedlichen Altersgruppen waren so vertreten, wie auch in den Statistiken für das ganze Quartier (Abbildung 1.2)

Die Literatur zur Gentrifizierung – der Umwandlung eines Quartiers vom niedrigeren sozialen Status zu Mittelschicht, wobei die Wohnungskosten steigen und Menschen, die sich diese Kosten nicht leisten können, verdrängt werden (Holm 2010) – weist darauf hin, dass Leute mit bestimmten Berufen das städtische Leben sehr schätzen, und deswegen auch gerne in innerstädtische Nachbarschaften ziehen (Helbrecht 1996). Neben Verdrängung geht Gentrifizierung oftmals mit indirekten Formen von Ausschließung aufgrund von Klasse und Kultur zusammen, die vorgeben, für wen es „Platz“ gibt und für wen nicht (Atkinson 2003:1832 zitiert in Jones, Roberts & Morris 2007; siehe auch Massey 1999). Wir haben deswegen geschaut, ob Berufe, die generell mit dieser neuen Mittelschicht verbunden sind, stark unter unseren Befragten auftauchen, sodass wir uns dann fragen können, ob diese bestimmten Berufsgruppen eine andere Sicht auf Sicherheit haben als andere. Abbildung 1.3 zeigt, in welchen Berufsgruppen unsere Interviewpartner*innen erwerbstätig waren. Dass die größte Gruppe in unserer Stichprobe nicht erwerbstätig ist (70 Personen und 27 %), entspricht der Statistik, da 35,6 % der Bewohner*innen im QM Gebiet Transferleistungen beziehen.

Obwohl es viele Gründe gibt, sich gegen Gentrifizierung zu wehren, kann eine soziale Mischung von sozialen Schichten auch Menschen ins Quartier bringen, die generell viel Vertrauen in die Welt haben, da sie auf der Seite der „Gewinner*innen“ stehen (Blokland 2009: 234–236). Sie haben eine „robuste Identität“ (idem): sie definieren sich über ihre beruflichen Tätigkeiten, entscheiden sich für die Stadt, aber könnten im Prinzip auch wegziehen. Ihr Kiez ist ihnen wichtig für ihre Identität, aber letztendlich nicht für ihre Überlebensstrategien. In Stadtstudien gehen populäre Vorstellungen von der Stadt als Ort des Flaneurs (Benjamin & Tiedemann 1982) davon aus, dass man die Diversität der Stadt als unbeteiligter Beobachter genießt (Simmel 1903), ohne selbst eine Position in Gender, Schicht oder Ethnizität zugeschrieben zu bekommen. Solche

Unsere Stichprobe im Vergleich mit dem Quartier

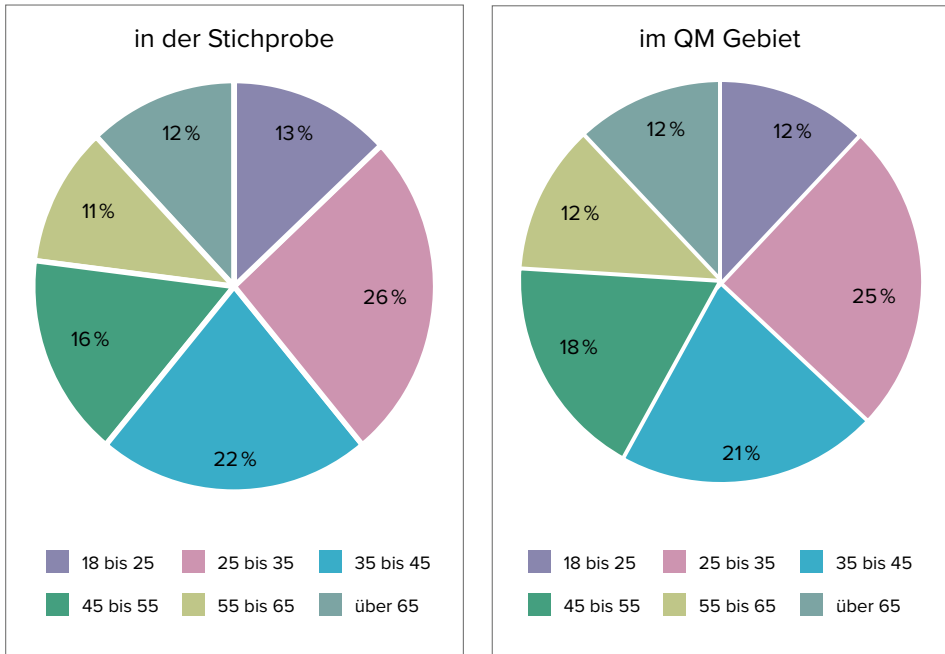


Abbildung 1.2 Vergleich Altersgruppen in Stichprobe und Bevölkerung

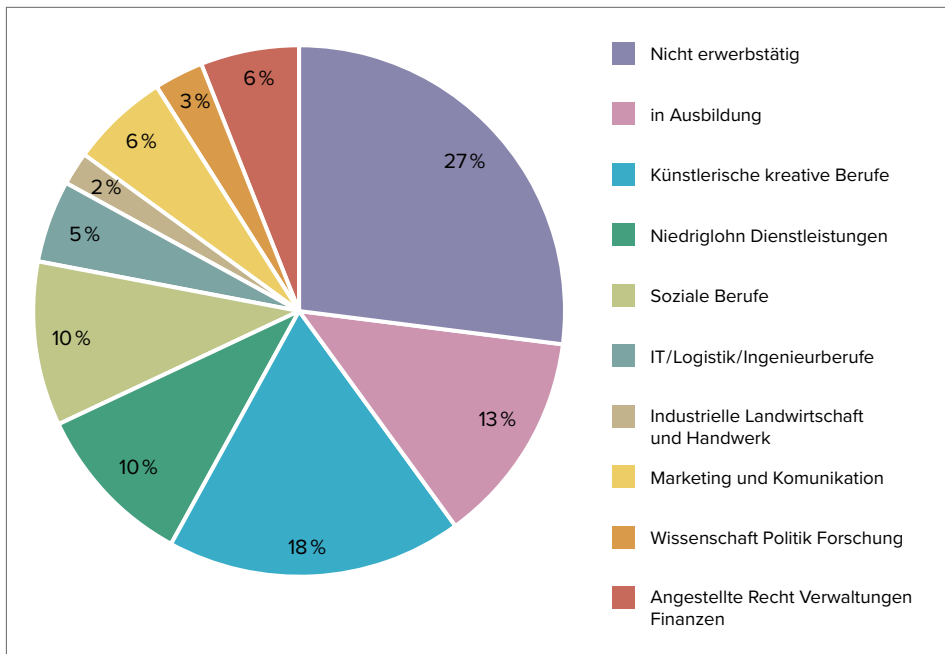


Abbildung 1.3 Übersicht der Berufsgruppen

1 Einleitung

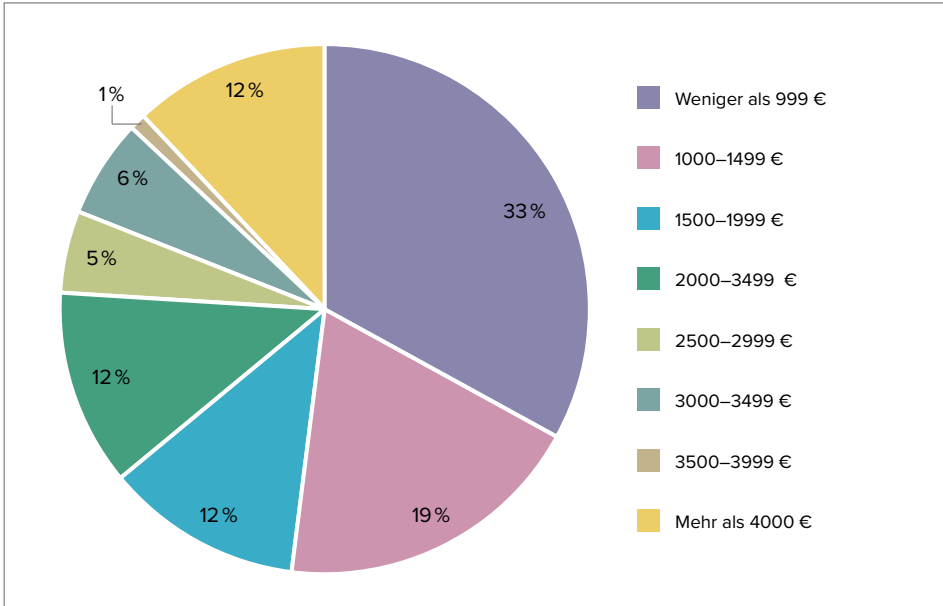


Abbildung 1.4 Einkommensverteilung in der Stichprobe (Nettoäquivalenzeinkommen nach OECD Skala)

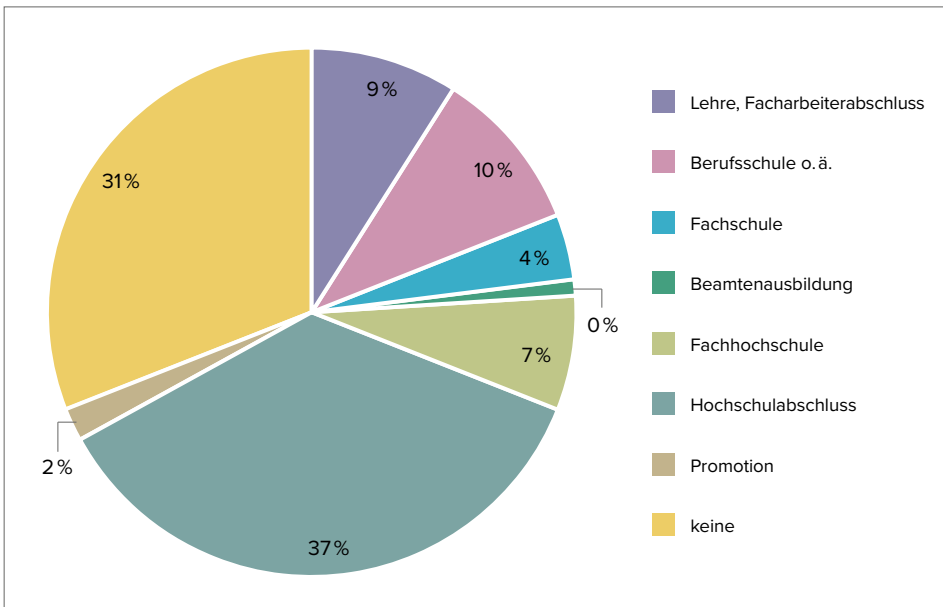


Abbildung 1.5 Verteilung des Bildungsgrades in der Stichprobe

Bewohner*innen mit einem metropolischen Habitus (Butler 2007) sind heute hier, aber könnten morgen schon umziehen. Kurz gesagt: auch wenn sie finanziell nicht unbedingt sehr gut positioniert sind, ist ihr Kiez vor allem eine Art Wunschort – und nicht ein Ort, wo sie einfach irgendwie gelandet sind. Solche Anwohner*innen erfahren ihr Umfeld vor allem als angenehm, multikulturell, divers: es ist eine „urbane Kulisse“ für den Rest ihres Lebens (siehe May 1996). Die These, dass sie mehr Vertrauen in andere Anwohner*innen haben, da sie vermutlich selbst eine robuste Identität haben, die gar nicht von ihrem Alltag in dem Kiez abhängig ist, obwohl zugleich dieser Kiez für die Performanz ihrer Identität (also dem symbolischen Nutzen des Kiezes) sehr wichtig ist, müssten wir überprüfen. Weiter besagt die Literatur zur Gentrifizierung auch, dass Menschen mit mehr Einkommen und Bildung andere Ansprüche an ihr Umfeld stellen (Goossens et al. 2020; Atkinson 2015): obwohl für Diversität in die Stadt gezogen, schätzen sie nicht immer jede Diversität. Wir betrachten deswegen auch das Einkommen und den Bildungsgrad der Beteiligten (Abbildungen 1.4 und 1.5).

2 Sicherheit beurteilt: Einschätzungen der Anwohner*innen und ihre Begründungen

Dieses Kapitel legt dar, wie Beteiligte die Sicherheit am Kottbusser Tor und in ihrem Quartier beurteilten und warum. Damit machen wir die Welt einfacher, als sie natürlich im Alltag ist. In unseren persönlichen Erfahrungen sind uns die Details eines Geschehens oft am wichtigsten. Genau in den Details liegt für uns die Bedeutung. Doch muss man, wenn man Aussagen vergleichen will und den Einfluss bestimmter Merkmale statistisch berechnen will, ein Verfahren anwenden, das die „Messung“ so gleich wie möglich hält. Zum Messen der Temperatur nutzen wir ja auch das gleiche Thermometer. Das Thermometer misst nur einen Indikator eines Zustands. Analog ist es mit Befragung. Unser Instrument, eine standardisierte Befragung – wir stellten allen Menschen exakt die gleiche Frage, meistens mit festen Antwortmöglichkeiten, in der exakt gleichen Reihenfolge, wobei ihre Antworten in einem Tablet eingetragen wurden – erlaubt uns auszuwerten, was Menschen sagen, wenn wir sie um eine Einschätzung der Sicherheit fragen.

Aber wie bei Temperaturschwankungen heißt das noch nicht, dass die *Gründe* der Variation damit sichtbar werden. Manche der „erklärenden Variablen“ sind einfach zu verstehen. Oder besser gesagt: das genaue „warum“ ist denn nicht mehr so wichtig, wenn man Sicherheitsempfinden steuern will. Wenn ich mich zum Beispiel an einer Grünfläche verunsichert fühle, da die Beleuchtung schlecht ist oder das Gebüsch die Ecke unübersichtlich macht und die Strecke abends nicht belebt ist, hilft bessere Beleuchtung und das Entfernen oder Trimmen der Sträucher. Wenn ich aber die Anwesenheit einer Gruppe in Anzügen gekleideter Männer mit Aktenkoffern am Potsdamer Platz bedrohend finde, ist eine Lösung erst möglich, wenn wir solche Erfahrungen besser verstehen. Wir können und möchten die Typen ja nicht einfach entfernen, wenn man sich eine sichere und inklusive Öffentlichkeit wünscht.

Teilweise können wir natürlich schon aus der Arbeit von anderen Forscher*innen entnehmen, was alles für Sicherheitsempfinden eine Rolle spielen könnte (z. B. Noll 1994; Gerhold 2020). Dazu gehören individuelle Merkmale wie Alter, Gender, Schicht (Warr 1984; Skogan & Maxfield 1981) und Viktimisierungserfahrungen (Young 1992). In diesem Kapitel schauen wir uns an, wie die Menschen am Kottbusser Tor ihre Sicherheit bewerten, ob demografische Faktoren auf diese Bewertung einen Einfluss haben und wie Viktimisierungserfahrungen und allgemeines Vertrauen mit dem Sicherheitsempfinden zusammenhängen.

Sicherheitsbewertung im Quartier und am Kottbusser Tor

Um die Frage, warum Menschen die Sicherheit ihres Umfelds so einschätzen, wie sie es tun, nicht von vornherein schon mit unseren Ideen oder anderen Ansätzen über Sicherheit zu beeinflussen, haben wir mit einer Frage die Sicherheit zwischen 1 (sehr

2 Sicherheit beurteilt: Einschätzungen der Anwohner*innen und ihre Begründungen

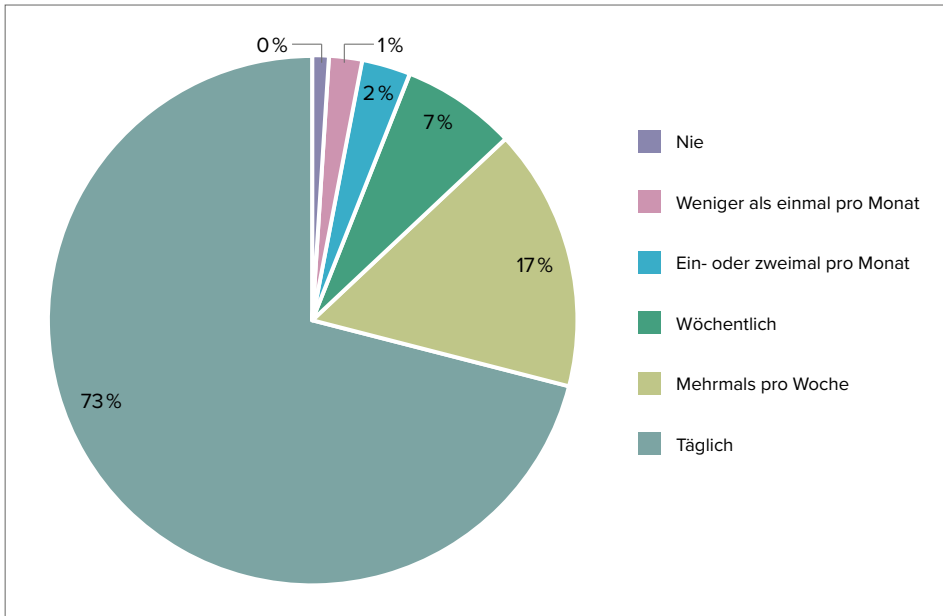


Abbildung 2.1 Häufigkeit der Nutzung bzw. Überquerung des Kottbusser Tors

unsicher) und 10 (sehr sicher) bewerten lassen¹, und dann *ohne* vorgegebene Antwort-Kategorien gefragt, warum diese Einschätzung gegeben wurde. Damit vermeiden wir vorzugeben, woran man denken *muss*, wenn nach der subjektiven Erfahrung der Sicherheit gefragt wird.²

Obwohl über 90 % der Menschen den „Kotti“ als Teil ihrer Nachbarschaft bezeichneten, sind wir davon ausgegangen, dass der Ort nicht für alle die *gleiche* Rolle spielt. Je nachdem was man im Alltag macht, unterscheidet sich auch diese Rolle. Das zeigt sich zum Beispiel daran, wie oft man am Kottbusser Tor vorbeikommt: für 73 % ist das täglich, aber 10 % kommen nur bis zu einmal in der Woche an dem Platz vorbei (Abbildung 2.1). Wir haben die Frage nach der Sicherheitsbewertung deswegen zweimal gestellt: einmal für das Quartier, wo man wohnt, und einmal für das Kottbusser Tor.³

Für die Position der Anwohner*innen ist die Frage nach Sicherheit am Platz vor allem relevant, insoweit sie das Sicherheitsempfinden im ganzen Alltag beeinflusst. Und in der Tat zeigt ein statistischer Test, dass die zwei Bewertungen stark zusammenhängen.⁴

Die Sicherheit im eigenen Quartier wird im Durchschnitt mit 6,5 bewertet, die Verteilung dieser Bewertung (mit dem Median) zeigt Abbildung 2.2.

Die Anwohner*innen haben die Sicherheit am Kottbusser Tor im Durchschnitt etwas niedriger, mit 5,84 bewertet. Dieser Wert ist gut vergleichbar mit einer Umfrage, die wir im Wedding durchgeführt hatten, der vor ein paar Jahren große Aufmerksamkeit als unsicherer Ort bekam (Nast & Blokland 2014). Ebenfalls gut vergleichbar ist der

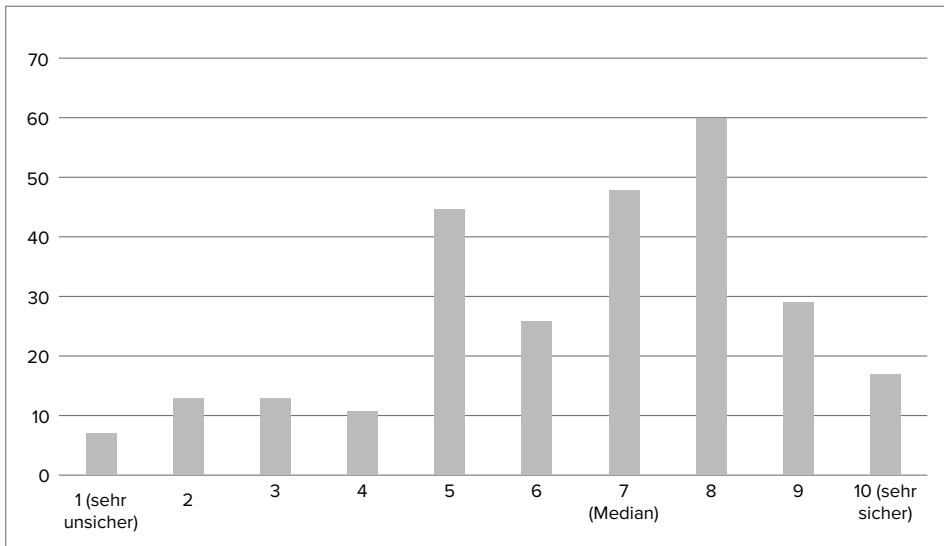


Abbildung 2.2 Sicherheitsempfinden im Quartier (1–10 skaliert, absolute Häufigkeiten)

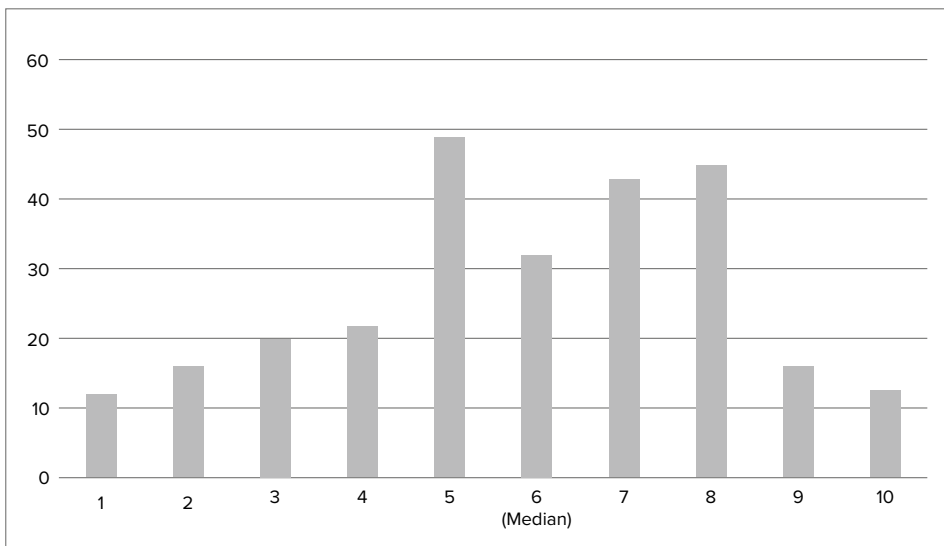


Abbildung 2.3 Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor (1–10 skaliert, absolute Häufigkeiten)

Wert mit den Angaben in vier relativ benachteiligten, negativ stereotypisierten Quartieren in Rotterdam, in den Niederlanden, wo wir das gleiche Instrument schon einmal angewandt hatten (Blokland 2009a). Im Durchschnitt wurde das Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor mit 5,84 bewertet, und über 50 % der Befragten haben ihr Sicherheitsempfinden mit 6 oder weniger bewertet (Abbildung 2.3).

Einfluss demografischer Faktoren auf die Sicherheitsbewertung

Beurteilen Menschen mit unterschiedlichen Positionen die Sicherheit am Kottbusser Tor anders? Ein sogenanntes Regressionsmodell erlaubt uns, den Einfluss eines Merkmals („Variable“) mit dem Einfluss anderer Merkmale zu vergleichen. Wir können dann sehen, ob zum Beispiel Männer die Sicherheit anders einschätzen als Frauen oder Menschen, die sich als Divers identifizieren, unabhängig von ihrem Alter. Oder wir sehen, ob ältere Menschen, egal ob Mann, Frau oder Divers, egal ob lange im Kiez lebend oder gerade zugezogen, die Dinge anders sehen als jüngere Menschen. Dieses Modell zeigen wir in den Abbildungen 2.4 und 2.5 (→ S. 111–112).

Die Faktoren, die wir in dem Modell aufgenommen haben, hängen mit nur bis zu 7,7% der Varianz in der Bewertung der Sicherheit zusammen.⁵ Ob was wichtig ist, nur Zufall ist oder mit einer 95% Wahrscheinlichkeit auch auf die Kreuzberger*innen in dem Quartier generell zutrifft, können wir an dem p-Wert in der Tabelle sehen. Nur wenn dieser kleiner als oder gleich 0,05 ist, wissen wir, dass jemand, der allein in dieser Kategorie anders ist als sein Nachbar, die Sicherheit auch anders empfindet. Die Tabelle zeigt, dass diese demografischen Kategorien schlecht vorhersagen, wie man die Sicherheit am Kottbusser Tor und in dem Quartier beurteilt. Das einzige Merkmal, das eindeutig einen negativen Effekt auf das Sicherheitsempfinden sowohl am Kottbusser Tor als auch im Quartier hat, ist, wenn dort lebende Menschen Kinder haben. Einen positiven Effekt auf das Sicherheitsempfinden im Quartier beobachtet man bei Teilzeit- bzw. geringfügiger Beschäftigung im Vergleich zu Vollzeitwerbstätigung. Auch Bildung spielt eine Rolle: Menschen mit mittlerer und niedriger Bildung und Menschen ohne Abschluss schätzen ihr Sicherheitsempfinden im Quartier als weniger sicher im Vergleich zu Menschen mit hoher Bildung – der Effekt ist knapp signifikant. Menschen mit hohem Einkommen⁶ bewerten die Sicherheit am Kottbusser Tor schlechter als Menschen ohne Kinder oder Menschen mit weniger Geld – der Effekt des Einkommens ist auch knapp signifikant.

Wohndauer hat aber keinen signifikanten Einfluss auf das Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor ergeben. So kann man zwar feststellen, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen Menschen die Vollzeit arbeiten, mehr Geld haben und Kinder erziehen – also gerade nicht in das medial vermittelte Bild des Kottbusser Tors passen – und geringerem Sicherheitsempfinden. Man kann jedoch nicht daraus schlussfolgern, dass dies die Folge von Gentrifizierung im Sinne eines Zuzugs von *Gentrifiern* ist.

Kurz gesagt: in allen Analysen mit demografischen Faktoren, die wir vorgenommen haben, spielt offenbar die Position bezüglich Arbeit, Einkommen, Bildung und Kindern eine Rolle.

Dass wir die Öffentlichkeit anders erfahren, wenn wir selbst schon Opfer geworden sind, ist schon oftmals belegt worden:⁷ wichtig ist aber, wie wenig die Varianz in der Sicherheitsbewertung davon letztendlich abhängt. In der weiteren Analyse hat sich gezeigt, dass Viktimisierung in unserem allgemeinen Modell keine Rolle spielt. Wenn wir auswerten (hier nicht weiter abgebildet), ob man das Kottbusser Tor im Vergleich

zu anderen Orten in der Stadt genauso sicher oder weniger sicher wahrnimmt, dann sind Menschen mit mindestens einer Viktimisierungserfahrung *eher positiver* in ihrer Bewertung im Vergleich zu Menschen, die keine erlebt haben.⁸

Menschen mit Kindern haben, wie u. a. Tulloch (2004) in ihrer Studie gezeigt hat, besondere Formen von „altruistischer Angst“: nicht Angst davor, selbst Opfer von Kriminalität zu werden, sondern Angst, dass ihren Kindern etwas passiert. Tulloch erklärt dies mit den großen Herausforderungen, die an Eltern bezüglich des „Gelingens“ ihrer Kinder gestellt werden. Auch Snedker (2006) zeigt, dass vor allem Frauen in einer Rolle der Fürsorgerin sich um die Sicherheit ihrer Kinder sorgen. Vermutlich spielt es auch eine Rolle, dass wir gesellschaftlich Kindern nicht das gleiche zumuten wie Erwachsenen. Weit verbreitet ist die Idee, dass man Kinder schützen soll: dies lässt vermuten, dass Eltern die Sicherheit auch aus der Perspektive ihrer Kinder beurteilen. Zerbrochene Flaschen oder Spritzen auf einem Spielplatz können direkt eine Gefahr darstellen. Es kann auch sein, dass Eltern die bunte Varianz von Lebensarten nicht unbedingt „kindgerecht“ finden (siehe auch: Lilius 2019: 104–5). Außerdem ist, wie wir später sehen werden, die Verkehrslage am Kottbusser Tor ein Punkt der Sicherheit, der ebenfalls für Menschen mit Kindern einen anderen (Stellen-)Wert haben kann. Menschen mit Kindern im Teenageralter könnten außerdem auch die Frage der Sicherheit in Bezug zu den Risiken stellen, denen entdeckungsfreudige Jugendliche vor Ort ausgesetzt sind, und die sich auf jeden Fall in dem gesellschaftlichen Bild größer machen als in einem ruhigen, dörflichen Umfeld (vgl. Giustozzi, Blokland & Freitag 2016; Giustozzi 2016).

Begründungen für die Sicherheitsbewertung

Um herauszufinden, warum die von uns Befragten die Sicherheit im Quartier und Kottbusser Tor so bewertet haben, haben wir in einer offenen Frage nach den Gründen gefragt. Abbildungen 2.6 und 2.7 (→ S. 113–114) zeigen die wichtigsten Begründungen für die Sicherheitsbewertung, die die Menschen für das Kottbusser Tor und für ihr Quartier angegeben haben. Das bestätigt wieder, dass das Sicherheitsempfinden nicht direkt mit dem, was man vor Ort wahrnimmt, zusammenhängt. Auch wenn man nicht unbedingt von dem begeistert ist, was um einen herum passiert, muss sich das nicht unbedingt in Unsicherheit äußern. Die Begründungen der Menschen beziehen sich im Weiteren auf Kategorien, die eher die bauliche Umgebung betreffen. Oder es sind Begründungen, die eher auf das Verhalten anderer Menschen hinweisen. 42 Menschen sagen, dass sie selbst keine schlechten Erfahrungen gemacht haben und sind damit Teil von einer Gruppe von 94 Menschen, die angeben allgemein unbesorgt zu sein. Sie begründen ihre Bewertung der Sicherheit einfach damit. Das Thema greifen wir in Kapitel 6 nochmal auf. Formen der angenehmen Interaktionen im öffentlichen Raum, wovon oft soziale Kontrolle ausgehen kann – Bekannte und gute Nachbar*innen haben, sich durch lange Wohndauer wohl fühlen –, sind Gründe für eine überdurchschnittlich positive Wahrnehmung der Sicherheit.

Begründungen lassen sich natürlich selten auf ein oder zwei Stichwörter reduzieren. So antwortete eine Interviewpartnerin:

„Es ist besser geworden, sicher so 6 oder 7, aber für die Allgemeinheiten, wenn man Menschen nicht kennt bekommt man eher keine Hilfe, Hilfsbereitschaft ist weniger, wenn man nicht bekannt ist hier.“

Die Begründungen zeigen ein Zusammenspiel zwischen Kontext, eigenen Erfahrungen und lokalem Wissen. Und manchmal gehen sie in eine Richtung, die nochmal zeigt, dass keine vorab festgelegten Kategorien erfassen können, warum man sich wie fühlt: Draußen seien „Gegenstände auf dem Gehweg“, man könne sich „mit Kind nicht gut fortbewegen: Leihräder, Restauranttische, Scooter, Autos halten sich nicht an die Parkregeln“. Die „ungeregelte Verkehrssituation Oranienplatz/Dresdner Straße <ist> sehr gefährlich.“ Es gebe „sehr viele Glasscherben auf Wegen und Spielplätzen, Urin und Erbrochenes in Hauseingängen“. Auch die „Angst vor Umwandlung und Verkauf der Häuser“ schaffe eine Unsicherheit. „Trotzdem <kann man sich> ohne Angst vor Gewalt/Kriminalität bewegen“ und es gebe „kinderfreundliche Grünflächen/Gewerbe und viele Angebote, um alltägliches Leben zu gestalten.“ Neben Situationen, die man bei der Frage, ob man sich draußen wohl fühlt, unterschiedlich bewerten kann, kann man auch die eigenen Erfahrungen unterschiedlich bewältigen. Dass die Lage nicht gut ist, wenn Menschen sich fürchten, vor die Tür zu gehen, ist klar. Dies ist keinesfalls immer ein gesellschaftliches Problem. Es kann auch ein individuelles Problem sein, wo Politik oder Verwaltung wenig machen können.

Viktimisierungserfahrung und Sicherheitsbewertung

An einem kriminalitätsbelasteten Ort könnte man vielleicht denken, dass Bewohner*innen besonderes häufig Opfer von Straftaten werden. Wenn man selbst schon mal Opfer einer Straftat wurde, dann trägt man das für immer mit sich herum. Das kann die subjektive Sicherheit erheblich beeinflussen. Viele Studien belegen, dass die Wahrscheinlichkeit, dass man sich unsicher fühlt, höher ist, wenn man schon einmal Opfer von Straftaten, Gewalt, Einbruch oder Diebstahl wurde (Garofalo 1979: 87, Bornewasser & Köhn 2014: 8).

Aber die Statistik zu Viktimisierung ist aus unterschiedlichen Gründen problematisch. So ist zum Beispiel die Angst vor sexueller Gewalt unter Frauen stark mit Sozialisierung verbunden (Lane 2012: 56): Frauen wird *beigebracht*, Angst im öffentlichen Raum zu haben. Außerdem entsteht Angst nicht nur aus eigener Erfahrung, sondern auch aus dem, was wir von anderen Menschen hören oder mitbekommen. In einer Regression, in der wir Gender, Alter und andere strukturelle Merkmale kontrollieren, fanden wir kein Effekt der Viktimisierung. Da hatten wir aber auch alle Formen der Viktimisierung zusammengenommen. Schauen wir mehr in die Details, dann können wir doch von den Daten lernen.

Wir haben unsere Interviewpartner*innen gefragt, ob sie oder jemand in ihrem Haushalt Viktimisierungserfahrungen hatten, wie lange dies her war, und wie viele dieser Erfahrungen in dem heutigen Quartier stattfanden (Abbildung 2.8 → S. 115). Dass es

Sinn macht, nicht nur nach den eigenen persönlichen Erfahrungen zu fragen, aber auch nach dem, was anderen passiert ist, wissen wir aus der vorher schon erwähnten Literatur zur „altruistischen Angst“ (Snedker 2006: 173, Warr & Ellison 2000). Es hat sich auch bei der Frage nach den Gründen für das Sicherheitsempfinden als relevant erwiesen, da eine Befragte antwortete, ihr wäre nichts passiert, aber „Erfahrungen von Freunden“, denen der Geldbeutel geklaut wurde, begründete die Bewertung, obwohl „wenn man richtig aufpasst [nichts] passiert [...]“ und „[...] es vor zehn Jahren viel schlimmer [war]“. Der Einfluss dieser Erfahrungen (ohne weiter zu beachten, wer die Betroffenen sind), ist aber auf die Bewertung der Sicherheit im Quartier und am Kottbusser Tor beschränkt.

Von allem was man erfahren konnte, gab es nur (bivariate) Zusammenhänge, die kein Zufall waren, zwischen den Erfahrungen mit Gewalt und Sicherheit im Quartier⁹ und rassistischen Beleidigungen und der Bewertung der Sicherheit dort¹⁰. Für die Sicherheitsbewertung, die die Anwohner*innen für das Kottbusser Tor gegeben hatten, hatten nur die Erfahrungen mit Gewalt eine Relevanz.¹¹ Erfahrungen mit rassistischen Beleidigungen oder einem Angriff auf der Straße hatten 45 Menschen (55,6 %) in dem eigenen Kiez gemacht und 36 irgendwo anders in Berlin und/oder außerhalb der Stadt. Da wir nicht wissen, wie oft Menschen ihr unmittelbares Wohnumfeld verlassen, wir aber davon ausgehen können, dass man öfter auf der Straße im eigenen Wohnumfeld als anderswo ist – man muss ja regelmäßig vor die Tür – und die Erfahrungen doch auch sehr oft *außerhalb* des Quartiers gemacht werden, ist die Wahrscheinlichkeit für rassistische Angriffe außerhalb des eigenen Kiezes vermutlich höher.¹²

Wie wir später noch sehen werden, meinten die meisten Menschen nicht, dass rassistische Beleidigungen in ihrem Kiez häufiger sind. Rassistische Beleidigungen haben die Befragten relativ zeitnah gemacht: 69,1 % innerhalb der letzten zwei Jahre. Ähnlich hoch für diesen Zeitraum ist nur noch das Ausmaß an Beleidigungen und Angriffen durch LGBTQ-Feindlichkeit – hier sind es 70,6 %. Während also Delikte wie Einbrüche, Raub oder sogar allgemeine Gewalt auf der Straße, die immer wieder über die Jahre vorkamen, keine hohe Konzentration in der jüngsten Zeit aufwiesen, ist dies mit rassistischen Attacken der Fall, ebenso wie mit Beleidigungen aufgrund von LGBTQ-Zugehörigkeit. Nun kann die Erklärung dafür sein, dass solche Angriffe tatsächlich zunehmen. Genauso gut kann es sein, dass sie schon länger so häufig vorkommen, und dass die Frage, wann das *letzte Mal* war – und das hatten wir gefragt – hier ohne Absicht auf die Häufigkeit abzielt, die wir aber nicht abgefragt haben. Wenn ich einmal im Leben in meiner Wohnung ausgeraubt wurde, aber immer wieder wegen der Hautfarbe, des Kopftuchs oder „schwulen Aussehens“ angepöbelt werde, liegt letztere Erfahrung *selbstverständlich* weniger lange zurück. Während wir also nicht sagen können, ob das Problem zunimmt, ist von den Daten klar, dass es sich um eine alltägliche Erfahrung von Gewalt im öffentlichen Raum handelt. Wichtig ist aber, dass solche Taten in Untersuchungen nach Viktimisierung nicht immer eine zentrale Rolle und manchmal sogar *keine* Rolle spielen. Wenn man Unsicherheit als Kriminalitätsfurcht versteht, wird Kriminalität auch schnell eine Frage von Raub, Diebstahl, körperlicher Gewalt oder sexueller Übergriffe. Beleidigungen oder *Catcalling*, Formen von „Stranger Intrusion“;

sind aber in Viktimisierungserfahrungen kaum erfasst, auch wenn inzwischen klar ist, dass das Sicherheitsempfinden von weiblichen, LGBTQ Personen und People of Colour von solchen Erfahrungen geprägt ist (Fileborn & Vera-Gray 2017).

Wenn wir alle Erfahrungen zusammennehmen, finden wir keinen signifikanten Effekt auf die Beurteilung des Sicherheitsempfindens am Kottbusser Tor, und die Erfahrungen sagen nur sehr schwach, aber signifikant, alle gemeinsam das Sicherheitsempfinden im Quartier voraus.¹³ Wenn wir nur schauen, ob sexualisierte Gewalterfahrungen alleine damit verbunden sind, wie man Sicherheit am Kottbusser Tor erfährt, oder ob sich was ändert, wenn wir nur die Straftaten einer LGBTQ-bezogenen oder rassistischen Beleidigung analysieren, finden wir heraus, dass *nur* die Erfahrungen mit Gewalt in einem signifikanten Zusammenhang mit Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor stehen.¹⁴ Keine weiteren Zusammenhänge sind statistisch signifikant. Wie man das Kottbusser Tor erfährt, hängt also nicht mit allgemeinen, eigenen Erfahrungen von Sexualdelikten, Raub, Beleidigungen aufgrund von Sexualität oder rassistischen Beleidigungen und Angriffen zusammen. Das Sicherheitsempfinden im eigenen Quartier aber hängt mit den Erfahrungen von Gewalt und Rassismus zusammen. Tatsächlich ist bei Menschen, die selbst Opfer waren oder mit einem Opfer zusammenwohnen, die durchschnittliche Einschätzung des Sicherheitsempfindens im eigenen Quartier niedriger, sofern es um Erfahrungen mit Gewalt und rassistischen Beleidigungen ging.¹⁵ Es macht auch einen Unterschied, ob man die Viktimisierungserfahrungen im Quartier oder anderswo gemacht hat. Hat man Erfahrungen mit Raub oder sexuellen Belästigungen im eigenen Quartier gemacht, so schätzt man das eigene Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor niedriger ein, als wenn man diese Erfahrungen anderswo gemacht hat.¹⁶

Insgesamt bestätigt dies die Vermutung, dass diese Erfahrungen so oft gemacht werden und so vielseitig sind, dass sie deswegen so alltäglich sind, dass man einen Einfluss mit unserem Ansatz nicht mehr messen kann. Anders formuliert bedeutet es, dass zum einen das Kottbusser Tor und seine angrenzenden Nachbarschaften keine besondere Gefahr in den Augen der Menschen darstellen, die dort rassistisch beleidigt oder LGBTQ-feindlich angegriffen werden. Zum anderen aber erfahren Menschen, die dort Sexualdelikte, Raub, Gewalt und Einbruch erlebt haben, diese Gegend schon als unsicherer.

Allgemeines Vertrauen und Sicherheitsempfinden

Es sind nicht nur als „kriminell“ geltende Erfahrungen, die einen verunsichern können. Es sind auch nicht nur Erfahrungen in der Stadt in unseren alltäglichen Routinen. Auch andere Lebenserfahrungen können uns verunsichern und unser allgemeines Vertrauen in andere Menschen beeinflussen. Auch wenn wir hier nicht besprechen können, was möglicherweise alles allgemeines Vertrauen bedingt, benötigt das Thema Aufmerksamkeit. Sicherheitserfahrung ist ein Komplex aus unserem Wissen, was alles so an einem Ort passiert, Emotionen, Risikoempfinden und einem ganzen Set an vielschichtigen Themen wie Zugehörigkeit, Selbsteinschätzung und Biografie. So scheinen Menschen,

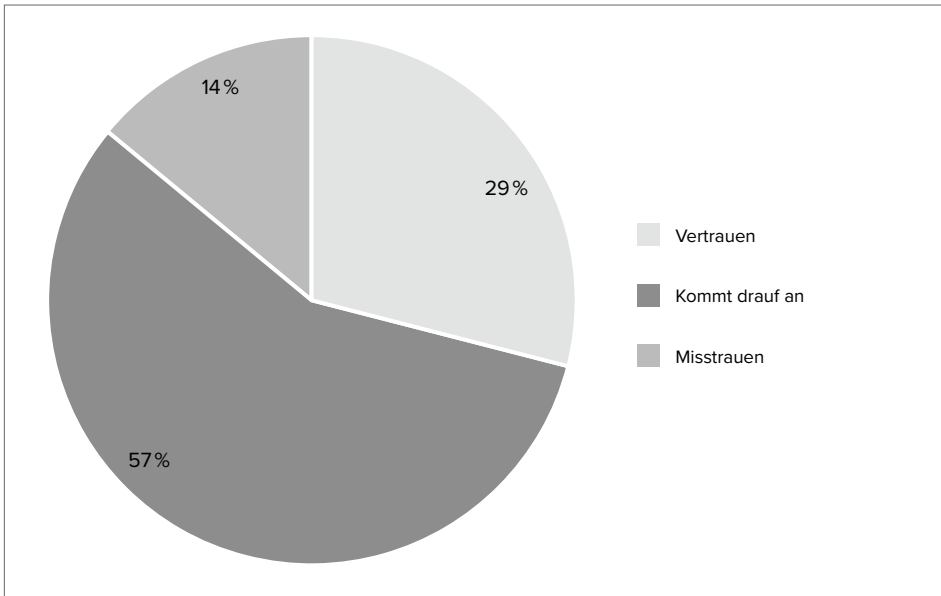


Abbildung 2.9 Allgemeines Vertrauen

die nachts arbeiten, eine große altruistische Angst um ihre Nächsten zu haben, da sie „zu viel“ sehen (zum Beispiel Bonifacio 2013: 58). Die Rolle der Biografie wird klar, wenn wir weiterdenken: Wer in einem Kriegsgebiet oder einem Schlauchboot auf dem Mittelmeer Todesangst hatte, definiert Sicherheit auch nochmal anders als jemand, der in Hopfen am See groß geworden ist. Dass die Selbsteinschätzung von Menschen, die ihr Leben lang gelobt und geliebt wurden, anders ist als die von Menschen, die Gewalterfahrungen innerhalb der Familie erlebt haben, ist auch weit bekannt. Gewalterfahrung beeinflusst allgemeines Vertrauen oft negativ (Endreß & Pabst 2013). Ein Fragebogen wird all diese Faktoren nie erfassen können. Gehen wir aber davon aus, dass all das – unsere Lebenserfahrungen und Sozialisation und Kultur, die uns umgibt – unser allgemeines Verständnis der Menschen und ihrer Menschlichkeit prägt, dann ist diese allgemeine Vertrauensfrage vielleicht genau durch ihre Allgemeinheit gut geeignet, Menschen in dieser Hinsicht zu vergleichen. Für uns steht allgemeines Vertrauen dann also für diesen ganzen Komplex an Lebenserfahrungen und die Bedeutung, die sie für uns haben – nicht also für unterschiedliche Typen Menschen, die mehr oder weniger mit Vertrauen ausgestattet sind, als wäre es eine Veranlagung oder ein Gegenstand, den sie erwerben.

Wir haben die Frage gestellt, ob man Menschen generell vertrauen kann oder nicht vorsichtig genug sein kann. Abbildung 2.9 zeigt die Verteilung der Antworten.

Wenn wir erwarten, dass andere Menschen uns in unangenehmen Situationen zur Seite stehen, fühlen wir uns sicherer. Natürlich ist dies teilweise gar nicht abhängig

von der Frage, was alles in dem Kiez passiert oder welche Erfahrungen man selbst gemacht hat. Wir wissen aus anderen sozialwissenschaftlichen Studien (Hardin & Offe 1999; Uslaner 2004; Glaeser et al. 2000), dass Menschen unterschiedliches allgemeines Vertrauen haben. In der Tat hängt solch allgemeines Vertrauen mit der Bewertung der Sicherheit zusammen¹⁷ – aber nicht damit, ob man das Kottbusser Tor über die Zeit oder im Vergleich zu anderen Orten negativer einschätzt. Diese Differenz im allgemeinen Vertrauen kommt nicht von irgendwo. So zeigen sich Menschen, die in geringfügiger Beschäftigung sind oder keine Arbeit haben, weniger oft vertrauensvoll. Einkommen und Bildung hängen positiv mit allgemeinem Vertrauen zusammen. Sowohl Menschen, die von anderen als Nicht-Deutsche gesehen werden, als auch Menschen, die sich selbst anders als Deutsch identifizieren, sind öfter der Meinung, dass Vertrauen in andere Menschen von Fall zu Fall betrachtet werden sollte. Sie sind, so zeigen bivariate Analysen, nicht unbedingt weniger vertrauensvoll: ihr allgemeines Vertrauen ist eher vorsichtig. Denkt man an die Häufigkeit, mit der Menschen, die von anderen als Fremde gesehen werden, mit rassistischen Beleidigungen konfrontiert werden, dann ist das keine Überraschung.

Zusammenfassung

Wie bewerten die Menschen am Kottbusser Tor die Sicherheit im Quartier und am Kottbusser Tor? Welche Gründe werden von ihnen benannt und welche Faktoren beeinflussen die Sicherheitsbewertungen? Wir fassen die wichtigsten Ergebnisse zusammen:

- Sicherheitsbewertung: Anwohner*innen bewerten die Sicherheit am Kottbusser Tor (Durchschnitt 5,8 und Median 6) und in dem Quartier (Durchschnitt 6,5 und Median 7) überwiegend leicht positiv. Die Bewertungen hängen statistisch stark zusammen.
- Demografische Faktoren: Menschen in unterschiedlichen Positionen (Gender, Alter, Wohndauer, Zuschreibung von anderen als (nicht) Deutsch) beurteilen die Sicherheit am Kottbusser Tor oder in ihrem weiteren Quartier nicht anders als andere. Nur „Kinder unter 18“ haben einen starken signifikanten Effekt auf das Sicherheitsempfinden sowohl im Quartier als auch am Kottbusser Tor. Arbeitsumstände beeinflussen eindeutig das Sicherheitsempfinden im Quartier, so haben etwa Menschen in geringfügigen Beschäftigungen und in Teilzeitjobs ein höheres Sicherheitsgefühl als Menschen mit Vollzeitjobs. Einkommen und Bildung haben in einzelnen Fällen auch einen Effekt gezeigt, der knapp signifikant ist: Menschen mit hohem Einkommen schätzen das Kottbusser Tor als weniger sicher ein, Menschen mit mittlerer und niedriger Bildung sowie Menschen ohne Abschluss schätzen ihr Quartier als weniger sicher ein.
- Benannte Gründe: Die drei häufigsten spontan genannte Begründungen für die Bewertung der Sicherheit am Kottbusser Tor waren „Drogendealer/-Nutzer“ (108 Nennungen), „Unbesorgt und allgemein positiv“ (94) sowie „Personengrup-

pen“ (94). Bezogen auf das Sicherheitsempfinden im Quartier zeigt sich ein leicht anderes Bild mit einer stärkeren Ausprägung der Begründungen für ein hohes Sicherheitsempfinden. In der Begründung der Bewertung der Sicherheit spielen positive Erfahrungen oder zumindest keine negativen und unterschiedliche Formen von sozialer Kontrolle die größte Rolle. Soziale Begegnungen und die damit verbundene soziale Kontrolle ist am Kottbusser Tor und im Quartier stark mit einer höheren Bewertung der Sicherheit verbunden.

- Viktimisierungserfahrungen: Von möglichen abgefragten Straftaten weisen nur die Erfahrung mit Gewalt und die Erfahrung mit rassistischen Beleidigungen einen leichten statistischen Zusammenhang mit dem Sicherheitsempfinden im Quartier auf. Mit der Einschätzung der Sicherheit am Kottbusser Tor hing die Erfahrung mit Gewalt signifikant zusammen. Außerdem hat die Tatsache, ob man die Erfahrungen mit Raub oder sexuellen Belästigungen im eigenen Quartier gemacht hat oder nicht, einen signifikanten Einfluss auf das Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor.
- Allgemeines Vertrauen: Das allgemeine Vertrauen in die Menschen hat einen positiven Einfluss auf die Bewertung der Sicherheit am Kottbusser Tor.

3 Sicherheit als soziales Problem

Am Kottbusser Tor und an anderen Orten in der Stadt, die als *Hotspots* von Kriminalität erlebt werden, haben wir aber ein soziales Problem, das durch Handlungen vielfältiger Akteure im öffentlichen Raum sowie durch den öffentlichen Diskurs entsteht. Für Lösungsansätze muss man bedenken, dass ein soziales Problem nicht nur die Summe individueller Unzufriedenheiten oder Ängste ist. Ein soziales Problem ist von Zeit und Raum bedingt und hat Einfluss auf mehr als nur ein paar Menschen. Es basiert auf Umständen, die wir für veränderbar halten, und beschreibt eine Situation, in der wir denken, dass etwas passieren *soll* (Groenemeyer 1999: 22). Obwohl ein soziales Problem objektive, messbare Elemente hat, die wir „feststellen“ können, liegt es in seiner Art, dass die Interpretation dieser Indikatoren erst bestimmt, ob wir von einem Problem sprechen.

So gibt es große Probleme, über die wir uns bislang wenige Sorgen gemacht haben: Einweg-Geschirr auf dem Weihnachtsmarkt zum Beispiel und alle anderen Plastikverpackungen, die die Welt vermüllen.¹ Und es gibt kleinere Probleme, bei denen sich die Situation faktisch zwar verbessert hat, aber die intersubjektive, gemeinsame Problemdefinition weiterhin stark bleibt. Die Kriminalitätsbelastung nimmt seit 2015 in Kreuzberg unter der dort wohnenden Bevölkerung (also unter Ausschließung der Besucher*innen, die aber selbstverständlich Opfer werden können) laut des vom Senat für Inneres veröffentlichten *Kriminalitätsatlas* ab. Die öffentliche Wahrnehmung spiegelt aber diesen Trend nicht unbedingt wider. Wie Sicherheit im Alltag als Problem erfahren wird, hängt erstmal davon ab, ob man den Ort überhaupt nutzt. Wir schauen uns in diesem Kapitel deswegen erst die Nutzung des „Kottis“ und der U-Bahn-Station an. Dann gehen wir weiter mit der Analyse von Sicherheit als sozialem Problem im Vergleich zu anderen Orten und anderen Zeiten. Im dritten Teil dieses Kapitels stellen wir dann die Frage, welche Sorgen Bewohner*innen haben, die nicht direkt als Kriminalitätsfurcht, sondern eher als Sorge vor *incivilities* verstanden werden müssten.

Nutzung und Nutzungsvielfalt im Quartier

Unsere Frage, wie oft Bewohner*innen am Kottbusser Tor vorbeikamen, beantworteten knapp 90 % mit „mehrmals wöchentlich“ oder „täglich“. Auch berichteten 70 %, dass sie am Kottbusser Tor einen oder mehrere *festen Läden* haben, in die sie für kleinere Einkäufe immer mal wieder gehen. 81,1 % machen sich auf den Weg zum Kottbusser Tor, um dort was essen oder trinken zu gehen. Ältere Menschen und Personen, die nicht erwerbstätig sind und eine niedrige Bildung haben, gehen weniger auswärts essen.

Wir haben sehr bewusst nach kleinen und festen Läden gefragt. Einkaufen muss ja jede(r), und im großen Supermarkt kommt generell eher weniger Kontakt zustande. Vor allem waren wir an der Rolle der Nutzungsvielfalt interessiert – der Mischung aus Wohnen und Kommerz, die am Kottbusser Tor sehr groß ist. Kann es sein, dass nicht die

Augen der permanenten Polizeiwache, aber die des Gemüsehändlers, der Kioskbesitzerin oder des Dönervverkäufers zur Sicherheit beitragen? Die Stadtplaner und Architekten („gendern“ wäre da wohl kaum nötig), die in den 1960er Jahren (insbesondere in den USA) eine Altstadt nach der anderen durch Autobahnen und andere moderne Projekte umbauen wollten, sahen in baulicher Ordnung und funktionaler Trennung die Basis für modernes städtisches Leben. Dagegen gab es Proteste, unter anderem von der Architektin Jane Jacobs. In ihrem Buch *The Life and Death of the Great American Cities* (Jacobs 1961) argumentierte sie, dass Nutzungsvielfalt die Voraussetzung für ein lebendiges städtisches Leben ist, das Diversität ermöglicht und eine Pluralität von Lebensweisen zulässt, ohne in Anonymität und Verunsicherung zu verfallen. Jacobs stellte fest, dass Sicherheit und Wohlbefinden stärker sind, wenn Menschen sozusagen ihre „Augen auf der Straße“ (*eyes on the street*) haben. Quartiere mit einer Nutzungsvielfalt haben deswegen immer eine höher geschätzte Sicherheit und Lebensqualität, da die Erfahrung bekannt zu sein und Bekannte zu treffen, das Versprechen einer sozialen Kontrolle vermittelt. Dort, wo man sich kennt, auch wenn man nur oberflächlich miteinander kommuniziert, hat man das Gefühl, andere werden schon auf einen achten.

Heute scheint allgemein akzeptiert zu sein: Quartiere ohne „sozialen Verkehr“, in denen also Menschen den öffentlichen Raum nur als Ort der Zirkulation auf dem Weg nach anderswo nutzen, und nicht als Ort, an dem sie sich aufhalten können, werden schnell als weniger lebenswerte Orte gesehen. Dort, wo viele Menschen unterwegs sind, ist es lebendig, und lebendiges städtisches Leben bringt soziale Kontrolle als einen angenehmen Nebeneffekt mit sich. So dominiert in der Stadtplanung seit den frühen 1990er Jahren eine Trendwende: gegen funktionale Trennung und rationale Planung, vor allem im westeuropäischen und US-amerikanischen Raum (siehe Talen 2006 für eine Übersicht; auch Blokland 2009b), auch wenn de facto die meisten städtischen Bewohner*innen eher in suburbanen Gebieten mit niedriger Dichte wohnen (cf. Keil 2017).

Die These birgt aber die Gefahr eines „räumlichen Determinismus“ (Gans 1993; auch Blokland 2009a: 96), da die Schlussfolge schnell sein kann, dass die „richtige“ Stadtplanung funktionale Mischung, soziale Kontrolle und somit auch Sicherheitsempfinden von ganz alleine erzeugt. Oscar Newmans (1973) Ansatz hat aber überzeugend gezeigt, dass räumliche Planung und Gestaltung es zwar einfacher machen kann, dass wir ein Auge aufeinander halten können, aber soziale Voraussetzungen beeinflussen, ob dies auch wirklich passiert – und ob, wenn wir sehen, dass etwas passiert, wir dann auch wirklich handeln. Am Kottbusser Tor lässt sich durch die sehr dichte Infrastruktur gut sehen, ob die Nutzungsvielfalt für das Sicherheitsempfinden eine Rolle spielt. Dann sollten Menschen, die öfter zum Kottbusser Tor kommen, sich dort sicherer fühlen als Menschen, die da seltener unterwegs sind.

Dazu haben wir einen Index gebildet, aus den Items zum Vorbeilaufen am Kottbusser Tor und der Nutzung des U-Bahnhofs, der Läden und Gastronomie rund um den „Kotti“. Diesen Index haben wir in der weiteren Analyse verwendet. Er verteilt sich von 0 bis 4, was Abbildung 3.1 zeigt. Diese Nutzung hängt mit dem Sicherheitsempfinden

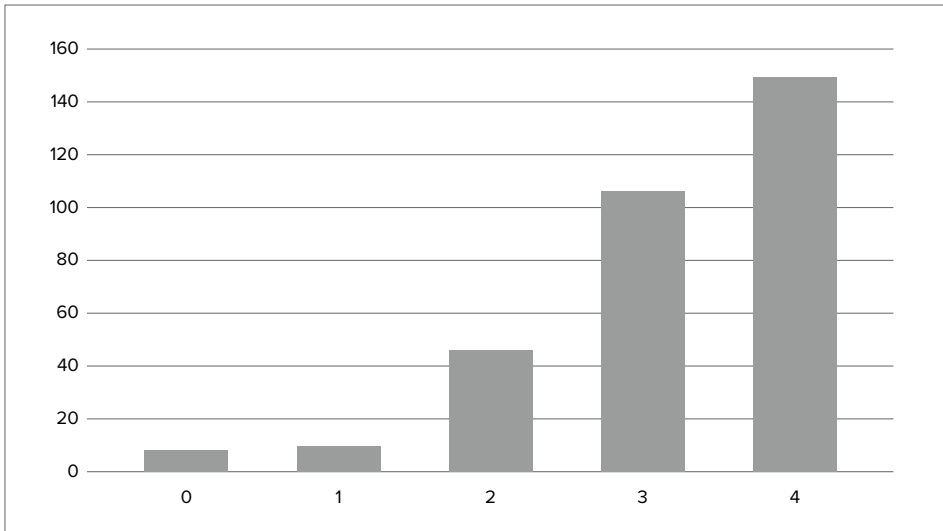


Abbildung 3.1 Verteilung des Indexes Nutzung Kottbusser Tor

am „Kotti“ zusammen:² wer das Kottbusser Tor intensiver nutzt, hat ein höheres Sicherheitsempfinden. Gleiches gilt auch für das Sicherheitsempfinden im Quartier, wenn auch mit etwas schwächerem Zusammenhang.³ Dennoch hängt auch hier eine höhere Nutzung des Kottbusser Tors mit einem größeren Sicherheitsempfinden zusammen. Jedoch ermöglicht die Nutzungsvielfalt, die ja Möglichkeiten der Nutzung und deswegen der sozialen Gestaltung schafft (*potential environment*, Gans 1993: 24–26), eine sichere effektive Umgebung (*effective environment*, ebd.) für Anwohner*innen, die die Infrastruktur nutzen. Im nächsten Kapitel werden wir diskutieren, warum das der Fall ist.

Natürlich ist die Kausalität nicht gegeben: es ist möglich, dass wer sich nicht sicher fühlt, den Ort auch meidet. Das scheint aber nicht der Fall zu sein. Das Geo-Coding, das wir für die Läden, die Anwohner*innen regelmäßig besuchen, vorgenommen haben, zeigt ein Quartier voller Hotspots: das Kottbusser Tor zeigt sich als ein Hotspot von alltäglichen Aktivitäten der Bewohner*innen, die bis zu 12 Geschäfte und bis zu 20 Gastronomiebetriebe nannten, die sie regelmäßig besuchen. Diese liegen insbesondere im nordwestlichen Bereich des „Kottis“, neben der U-Bahn. Zudem zeigt sich, dass die Befragten auch die Infrastruktur der Oranienstraße, Admiralstraße und Dresdener Straße sowie des Kottbusser Damms als Nutzungsorte angeben (Karte 3.1). Wie die geographische Lage der Unsicherheitsorte noch zeigen wird (Kapitel 6), überlappen sich Laden- und Gastronomienutzung deutlich mit diesen Orten. Wenn Menschen nicht gefragt werden die Sicherheit zu bewerten, sondern konkrete Orte, die sie unsicher finden, zu markieren, zeigt sich, dass man Orte, die man nutzt, trotzdem unsicher finden kann: Personen besuchen die Läden und Gastronomie rund um das Kottbusser Tor und den angrenzenden Straßen, egal ob sie Unsicherheitsorte im Quartier angegeben haben oder nicht



Karte 3.1 Nutzungsorte am Kottbusser Tor

U-Bahn-Nutzung: Ein besonderer Bahnhof

Das Kottbusser Tor wird visuell stark von der Hochbahnstrecke der U-Bahn und dem zentral gelegenen Bahnhof geprägt. Der Bahnhof ist in den Medien längst zum ikonografischen Symbol für den Ort geworden: 335 Berichte in der Berliner Zeitung seit 2000 nennen den Bahnhof, in 57 (17%) der Fälle in Verbindung mit Drogen, in 68 (20,2%) mit Gewalt, und in 35 (10,5%) mit Kriminalität allgemein.⁴ Für unser Verständnis zum Zusammenhang zwischen Nutzung und Sicherheitsempfinden spielt er also noch mal eine eigenständige Rolle. Wir haben deshalb eine Reihe von Fragen gestellt, die sich spezifisch auf die Nutzung des U-Bahnhofs richteten. Mehr als die Hälfte der Menschen nutzten ihn täglich oder mehrmals in der Woche und nur 7% nutzten den Bahnhof nie (Abbildung 3.2).

Ein Paar Menschen waren nur abends unterwegs, aber 77% nutzten den Bahnhof genauso abends wie tagsüber (Abbildung 3.3). Das heißt nicht, dass die 21,8%, die nur tagsüber über den Bahnhof reisten, sich abends nicht trauen. Es kann ja sein, dass sie einfach abends keinen Grund haben, mit der Bahn zu fahren oder sie tagsüber für ihren Weg zur Arbeit, Schule oder Universität nutzen, abends aber alles vor der Tür haben, was sie brauchen.

Da fast alle Anwohner*innen den Bahnhof zumindest ab und an nutzen, gehört er zu den typischen Alltagserfahrungen im Kiez. Wie wirkt sich die Nutzung der U-

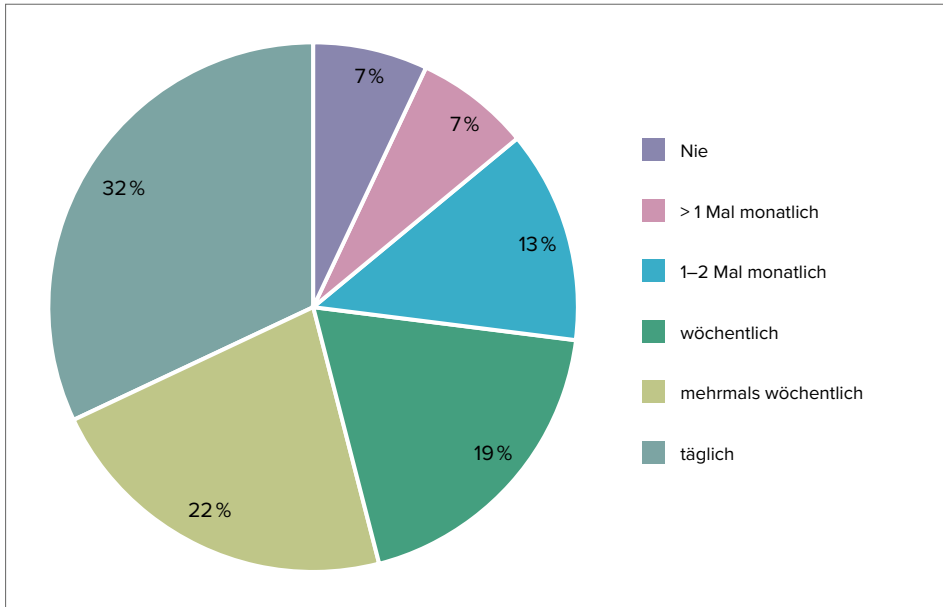


Abbildung 3.2 Häufigkeit der U-Bahnnutzung

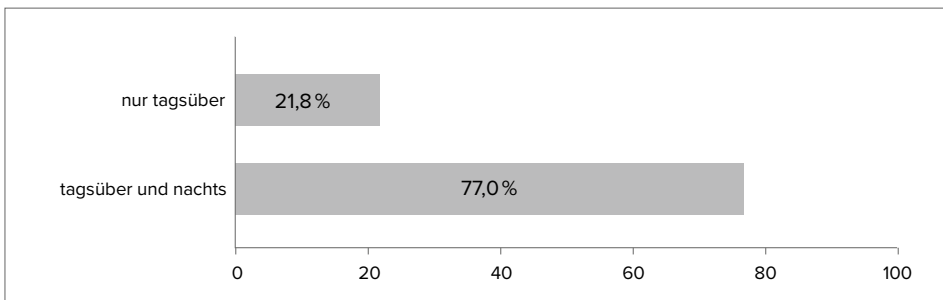


Abbildung 3.3 Tageszeit der U-Bahnnutzung (in Prozent)

Bahn auf das Sicherheitsempfinden aus? Das Ergebnis zeigt eine signifikante schwache Korrelation:⁵ Je öfter die U-Bahn genutzt wird, desto positiver wird die Sicherheit am Kottbusser Tor eingeschätzt. Die statistischen Verfahren unserer Auswertung zeigen Zusammenhänge, können sie aber in ihren Wirkungsmechanismen nicht vollständig erklären. Die Zahlen können bedeuten, dass häufige Nutzung zu einem höheren Sicherheitsempfinden führt. Ebenso ist es möglich, dass die zurückhaltende Nutzung die Folge von einem schlechten Sicherheitsgefühl ist: Wer Angst hat, nutzt den Bahnhof weniger.

In der Forschungsliteratur gibt es das Konzept der Angsträume, wonach insbesondere Frauen die Nutzung von Räumen meiden, in denen sie sich unsicher fühlen. Ein statistischer Test von Sicherheitsempfinden, Häufigkeit der U-Bahnnutzung

3 Sicherheit als soziales Problem

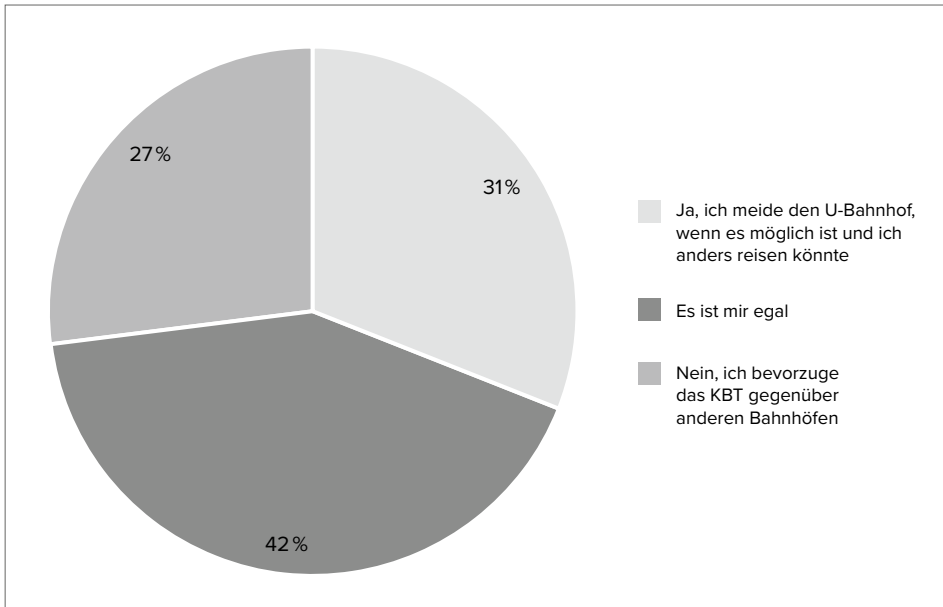


Abbildung 3.4 Meidung der U-Bahnstation Kottbusser Tor

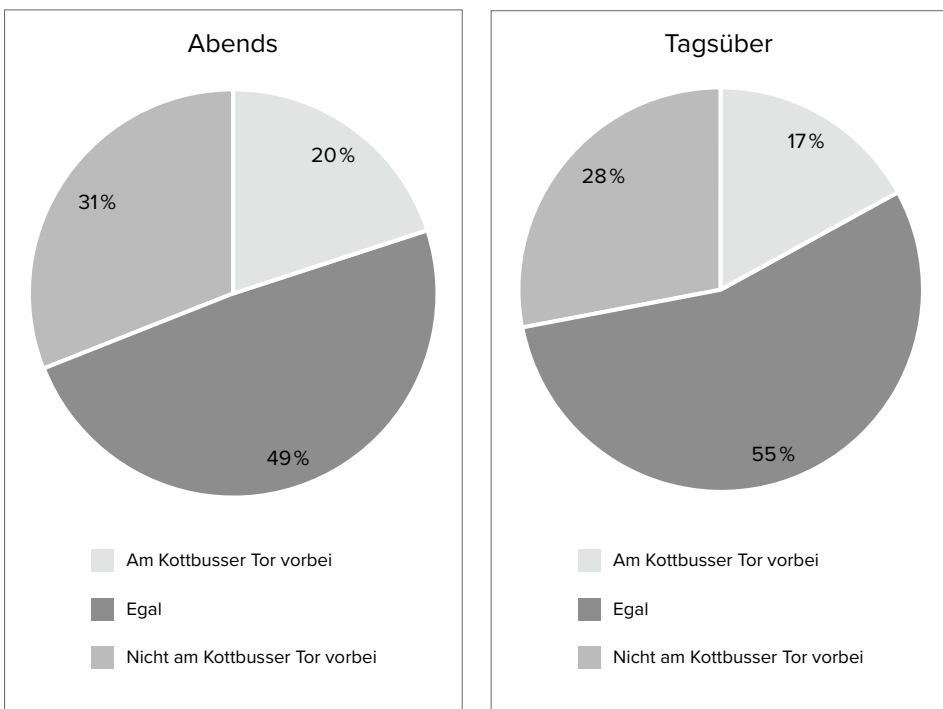


Abbildung 3.5 Meidung der U-Bahnstation Kottbusser Tor abends und tagsüber

und Gender konnte keinen signifikanten Zusammenhang zeigen.⁶ Die Bewertung des Sicherheitsempfindens hängt ja nicht nur von U-Bahnnutzung ab: ich kann mich bei dem Dönerladen wohlfühlen, täglich den Straßenmusiker grüßen und meine Emotionsarbeit einsetzen, um das Städtische zu lieben und die Diversität zu schätzen – wenn ich aber gefragt werde, ob es konkrete Orte gibt, an denen ich mich unsicher fühle, trotzdem bestimmte Orte meiden. Der U-Bahnhof wird von den Menschen, die in der Umgebung des „Kottis“ wohnen, aber sehr unterschiedlich eingeschätzt. Auf die Frage, ob man den U-Bahnhof, wenn es geht, meidet, gaben 42 % an, dass es ihnen egal ist. Aber 31 % der Befragten gaben an, ihn am liebsten zu meiden. Bei 27 % hingegen genießt der Bahnhof eine Präferenz gegenüber anderen Optionen (Abbildung 3.4 und 3.5).

Wie wir in Kapitel 6 noch sehen werden, meiden Frauen, *die einen Angstort nennen* (96 Personen), den Bahnhof signifikant öfter als Frauen, die keine konkreten Orte nennen. Ältere Personen (über 60 Jahre) nutzen den U-Bahnhof Kottbusser Tor eher wöchentlich, und nicht täglich wie Personen von anderen Altersgruppen.⁷ Dies bedeutet aber nicht, dass Personen über 60 den Bahnhof meiden (Böhme & Franke 2010): unsere Ergebnisse zeigen, dass es keinen signifikanten Zusammenhang zwischen Alter und Meidung des U-Bahnhofs Kottbusser Tor gibt.⁸

In unserem Fragebogen haben wir auch nach der Einstellung der Menschen zu Aussagen über den U-Bahnhof Kottbusser Tor gefragt (Abbildung 3.6 → S. 116).⁹ Unsere Daten zeigen eine Wahrnehmung, welche man auf den ersten Blick als negativ interpretieren könnte.

Wir sehen, dass mehr als 40 % der Befragten der Aussage „In der Regel fühle ich mich am U-Bahnhof Kottbusser Tor wohl“ nicht zustimmen konnten, und mehr als die Hälfte (51,8 %) meinte, dass die Menschen am U-Bahnhof aufeinander nicht achten. Diese Items wurden zu einem Faktor zusammengefasst und unsere Berechnungen zeigen, dass die Bewertungen häufig in die gleiche Richtung gehen. Befragte, die sich am Kottbusser Tor in der Regel wohl fühlen, finden auch das Verhalten der Menschen am Kottbusser Tor im Allgemeinen angenehm und ärgern sich auch nicht über das Verhalten der Leute am U-Bahnhof. Auch die einfache Wahrnehmung von Menschen, die nicht ein- oder aussteigen, läßt mit den anderen Items negativ für das Wohlbefinden am U-Bahnhof (ein Faktor, der in Städten, wo man nur mit Fahrschein auf dem Bahnsteig kommt, selbstverständlich weniger eine Rolle spielen kann). Eine Korrelationsanalyse zwischen dem zusammengefassten Faktor der U-Bahn-Bewertung mit diesen fünf Items und dem Sicherheitsempfinden zeigt sowohl für das Kottbusser Tor als auch für das Quartier einen signifikanten und deutlichen Einfluss.¹⁰

Nur die Aussage, dass die Menschen am Bahnhof aufeinander achten, ruft andere Werte hervor. Diese Frage läßt leicht positiv und signifikant auf das Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor, aber passt nicht zu den anderen Items.¹¹ Das kann man in zwei Richtungen erklären: Menschen, die andere Menschen, egal was sie machen, in Ruhe lassen möchten und sich blasé (Simmel 1908) in der Stadt bewegen, können es positiv finden, wenn untereinander eher weniger aufgepasst wird. Gerade wenn ich im Alltag angepöbelt oder beleidigt worden bin, kann ich mich auch wohl fühlen, wenn ich erfahre, dass man

an einem Ort nicht so aufeinander achtet. Ich kann Distanz und Unaufmerksamkeit, durch Goffman (2008) auch als *civic inattention* beschrieben, also auch positiv bewerten. Auf der anderen Seite kann ich das Item als Befragte*r auch als positive Achtsamkeit verstanden haben, und dann auch dementsprechend beantwortet haben. Andererseits: die Menschen, die finden, man achtet (nicht) aufeinander am Bahnhof, schätzen damit offensichtlich eher die soziale Kontrolle (oder ihre Abwesenheit) von anderen Passanten ein, und damit, mehr als bei den anderen Items, die Erwartung des Verhaltens im öffentlichen Raum. Das aufeinander Achten am U-Bahnhof kann als Form der sozialen Kontrolle verstanden werden und bestätigt eine These, die insbesondere aus der Stadtforschung schon seit langem bekannt ist: Soziale Kontrolle verstärkt das Sicherheitsempfinden.

Die Diversität der Funktionen, wie wir bisher für das Sicherheitsempfinden positiv gewertet haben, ist also auch eine Belastung, wenn, wie hier der Fall ist, ein Bahnhof unheimlich wirkt. Wenn 59,3% der Befragten der Aussage zustimmen, dass es zu viele Menschen gäbe, die gar nicht mit der Bahn fahren, und dies auch mit ihrem Wohlbefinden am Ort zusammenhängt, haben wir einen neuen Anknüpfungspunkt, um über Kriminalitätsbelastung und Unordnung nachzudenken. Könnte es sein, dass zum Beispiel Drogennutzung auf der Straße mich nicht besonderes beschäftigt, wenn ich es gewohnt bin, da ich weiß, an welchen Straßenecken es stattfindet, und ich schon vorher die Seite der Straße wechseln kann, wobei ich am Bahnsteig der U-Bahn weniger Ausweichmöglichkeiten habe?¹² Könnte es sein, dass mein Sicherheitsempfinden auch damit zusammenhängt, ob andere mich sehen, und dass sich der (seit dem der Lock-down müssen wir sagen: fast) immer belebte „Kotti“ besser anfühlt als der Bahnsteig, auch wenn die Menschen, die sich um mich herum am Bahnhof und auf der Straße aufhalten, eigentlich sehr ähnlich sind? Leidet der Bahnhof, vor allem abends, möglicherweise an geringer „Absorbierungskapazität“ von Verhaltensweisen, die gesellschaftlich als deviant gelten? Verunsichert mich das, da es zu wenig andere Präsenz gibt? Mit anderen Worten: sind die nicht-reisenden Leute, die sich auf dem Bahnhof aufhalten, vielleicht vor allem dann ein Problem, wenn zu wenig Reisende unterwegs sind? Dann muss man sich fragen, ob man einen Bahnhof entweder belebter macht – vor allem mit Kiosken, Straßenmusiker*innen und Gaukler*innen, und erst dann vielleicht mit Aufsicht – und welche alternativen Aufenthaltsorte den „nicht-Reisenden“ dann aber übrig bleiben. Klar wird jedenfalls, dass der Bahnhof für das Sicherheitsempfinden der Anwohner*innen am Kottbusser Tor als Ort und in ihrem Kiez Bedeutung hat.

Kottbusser Tor im Vergleich zur Stadt und Geschichte

Das Merkmal eines sozialen Problems, dass es nicht nur von den Fakten abhängt, ob es als Problem erfahren, diskutiert und bearbeitet wird, zeigt, wie wichtig es ist, zu hinterfragen, ob und wie Anwohner*innen Sicherheit als Problem erfahren. Letztlich sind sie es ja, die ihr zu Hause dort haben. Die einfache Frage, ob Anwohner*innen ihr Quartier als sicherer, genauso sicher oder weniger sicher als andere Quartiere in der Stadt einschätzen, zeigt, dass eine kleine Mehrheit ihr eigenes Quartier genauso sicher oder sicherer

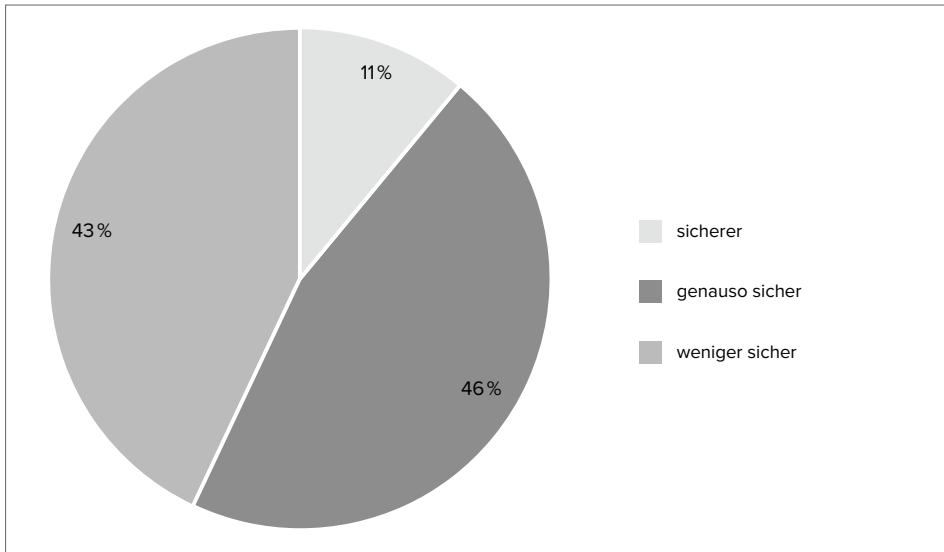


Abbildung 3.7 Sicherheit im Quartier im Vergleich zu anderswo in Berlin

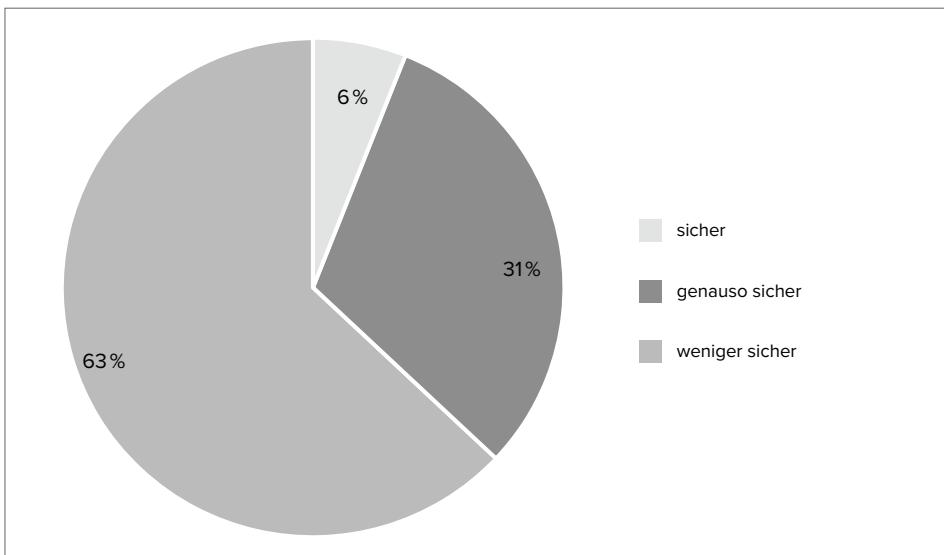


Abbildung 3.8 Sicherheit am Kottbusser Tor im Vergleich zu anderswo in Berlin

als andere Quartiere findet (57%) (Abbildung 3.7). Das Kottbusser Tor selbst sehen 37% als genauso sicher oder sicherer als andere Orte in der Stadt (Abbildung 3.8). Den Sonderstatus des „Kottis“ teilen also in dem Sinne nicht alle. Menschen, die Kottbusser Tor als unsicherer sehen als andere Orte, sind meistens auch der Meinung, ihr Quartier ist weniger sicher.¹³ Eine Regression für die demografischen Faktoren zeigt uns, dass es

unter den Anwohner*innen keine signifikanten Unterschiede für den Zusammenhang zwischen der Sicherheit im eigenen Quartier und der Einordnung des Quartiers gegenüber anderen Orten in der Stadt gibt.

Daran sieht man, dass das Stigma des Ortes nicht von allen angenommen wird, auch wenn man davon ausgehen kann, dass ihnen der Ruf bekannt ist (vgl. Logan & Molotch 1987), und dass es nicht bestimmte Kategorien Menschen sind, die dies so oder so sehen. So hatte man vielleicht erwartet, dass der „Partykiez-Status“ zu niedriger Sicherheitserfahrung bei älteren Menschen hätte führen können. Dies ist nicht der Fall.

Einschätzungen zur Sicherheit fallen uns dort leichter, wo wir uns besser auskennen. Auch so kommen also Erfahrungen mit ins Spiel. Das wissen wir auch aus anderer Forschung. In einem von Gewalt und Drogen stark geprägten Quartier in den USA fanden alle Teilnehmer*innen an einer Umfrage ihr eigenes Quartier sicherer als andere Orte in der Stadt, da sie als Schwarze Amerikaner*innen an anderen Orten nie einschätzen konnten, ob sie in Konflikte geraten würden, auch mit der Polizei, wenn sie zum Beispiel in *weißen* Nachbarschaften und suburbanen Stadtteilen unterwegs waren. In ihrer eigenen Umgebung konnten sie Gewalt und Drogenhandel verstehen und einschätzen, auch wenn es trotzdem Stress machte und sie nicht unbedingt gerne dort wohnten. Unsicherheit kam auf, wenn Gewalt als Willkür erschien und nicht nach den erwarteten „Codes“ verlief (Blokland 2008). In der Hinsicht kommentierten ältere Anwohner*innen, dass der Drogenhandel der organisierten Banden vor etwa 20 Jahren besser gewesen war, da die sich nur untereinander bekämpft hatten. Die Veränderung des Drogenhandels und die neue Bedeutung von Waffen für junge Menschen schaffte erst die Unsicherheit. Obwohl organisierte Kriminalität ein großes gesellschaftliches Problem sein kann, sind für die Sicherheit der Menschen im öffentlichen Raum beispielsweise die sogenannten „Clans“ nicht besonders relevant. Keine Kreuzbergerin und kein Kreuzberger hat uns gesagt, ihr Sicherheitsempfinden sei von „Clans“ beeinflusst. Mediale Darstellungen werden hingegen *schon* als Grund genannt. Für die Sicherheit im Alltag im öffentlichen Raum, so lässt sich vermuten, ist *sehr gut* organisierte Kriminalität nicht unbedingt bedrohend.¹⁴ Das sieht man zum Beispiel auch darin, dass Menschen, die positive Gründe für ihre Bewertung der Sicherheit formulierten, oftmals sagten, dass das, was um sie herum passiert, mit ihnen selbst nichts zu tun hat.

Die Personengruppen und die Drogen, durch die man sich in seiner Sicherheit beeinträchtigt fühlt, werden sich durch Kriminalitätsbekämpfung wohl kaum ändern. Deswegen ist Sicherheit in dem Kiez auch nicht unbedingt nur eine Frage von Polizei und Gesetzeshandhabung. Es ist auch eine Frage, von wie wir in der Gesellschaft miteinander umgehen, wie wir uns im öffentlichen Raum verhalten und wieviel Toleranz wir für die Anwesenheit von Menschen aufbringen können, die von der Norm abweichen. Außerdem stellt sich die Frage, wie groß die „Absorbierungsfähigkeit“ eines Ortes ist.

Das „Problem“ dieser Art von Sicherheitsempfinden ist nicht neu. Die Polizei vertrieb in Falladas *Kleiner Mann, Was Nun?* schon das „Gesindel“ von der Friedrichstraße, und in *Wolf unter den Wölfen* wird genauso thematisiert, wie die Großstadt Berlin einen individuellen Egoismus ermöglicht oder füttert. Sozialwissenschaftliche Forschung trägt durch

ihren Fokus auf das Hier und Jetzt oftmals zu einem ahistorischen Verständnis bei, und unser Projekt birgt dieses Risiko auch. Das „Früher“ wird alles, was einmal war, je nach dem Moment, in dem wir gerade sprechen (Elias 1974). Richard Sennett warnt davor, die Vergangenheit zu romantisieren, vor allem in der Vorstellung, „früher“ gab es wohl die richtige Nachbarschaft der Unterstützung, Sorgsamkeit und Fürsorge – je nach Diskurs kamen dann entweder die Migrant*innen oder die Gentrifizierung und alles Schöne war vorbei. Diese Neigung der Romantisierung erkennt Sennett in Jane Jacobs These:

„For she makes of the past an era of small, intimate relations between neighbors in city life and sees that condition as one to be restored. This revival (...) can never be; we need to find some condition of urban life appropriate for an affluent, technological era (Sennett 1996: 51)“.

Die knapp 90 % der Befragten, die sich zu der Frage äußerten, ob es in den letzten zehn Jahren (un)sicherer geworden ist (Abbildung 3.9), waren mehrheitlich der Meinung, es war genauso sicher (32 %) oder ist sicherer (26 %) geworden, sogar manchmal auch, wenn sie meinten, die Anzahl der Straftaten hätte sich erhöht (Abbildung 3.10).

Der Zusammenhang zwischen der geänderten Sicherheit und der Wahrnehmung der Änderung in Straftaten ist signifikant und relativ stark,¹⁵ aber nicht 100 %. Menschen, die meinen, die Sicherheit am Kottbusser Tor hat in den letzten zehn Jahren abgenommen, haben mit etwas Wahrscheinlichkeit auch eine niedrige Bewertung *für ihr Sicherheitsempfinden abgegeben*.¹⁶ Das bestätigt dann, dass Menschen, die meinen, dass es mehr Straftaten gibt, zwar oftmals, aber gar nicht unbedingt immer weniger Sicherheit erfahren.

Man könnte sagen, dass nur wer schon lange vor Ort wohnt, Veränderungen erkennen kann. Langzeit-Berliner*innen beurteilen die Änderungen nicht negativer oder positiver. Die Dauer, die man schon in Berlin verbracht hat, ist hinsichtlich der Frage, ob man das Kottbusser Tor sicherer, gleich sicher oder weniger sicher findet als andere Orte in der Stadt, auch egal. Menschen, die länger in dem *Quartier* wohnen, haben ebenso keine größere Wahrscheinlichkeit, den „Kotti“ sicherer oder weniger sicher zu finden als vor zehn Jahren (Abbildungen 3.11 und 3.12 zeigen, wie ähnlich die Menschen sich hier äußerten), und auch nicht, ihn anders zu beurteilen als andere Orte in der Stadt. Es ist wahrscheinlicher, dass Menschen, die schon länger vor Ort wohnen, meinen, die Straftaten am Kottbusser Tor haben in den letzten zehn Jahren zugenommen. Das ist auch der Fall bezüglich der Jahre, die man schon in Berlin verbracht hat (Abbildung 3.13 und Abbildung 3.14).¹⁷

Sicherheitserfahrung im Sinne der Frage „wie kriminalitätsbelastet ist der Ort nach meiner Einschätzung“ und Sicherheitsempfinden im Sinne der Frage „wie sicher finde ich es dort“ zeigen also feine Unterschiede, die man genau betrachten muss, um effektiv mit sozialen Problemen der Sicherheit umgehen zu können.

Straftaten können nach eigener Erfahrung zunehmen, ohne dass man trotzdem den Ort unbedingt als weniger sicher erfährt. Straftaten können objektiv abnehmen, ohne dass sich das Sicherheitsempfinden ändert. In einem Fall formulierte ein Befragter dies ganz deutlich: er bewertete die Sicherheit mit 10, mit der Begründung, er „passe nicht ins Kundenprofil“ und wird daher von Drogenhändlern in Ruhe gelassen. Bei einer

3 Sicherheit als soziales Problem

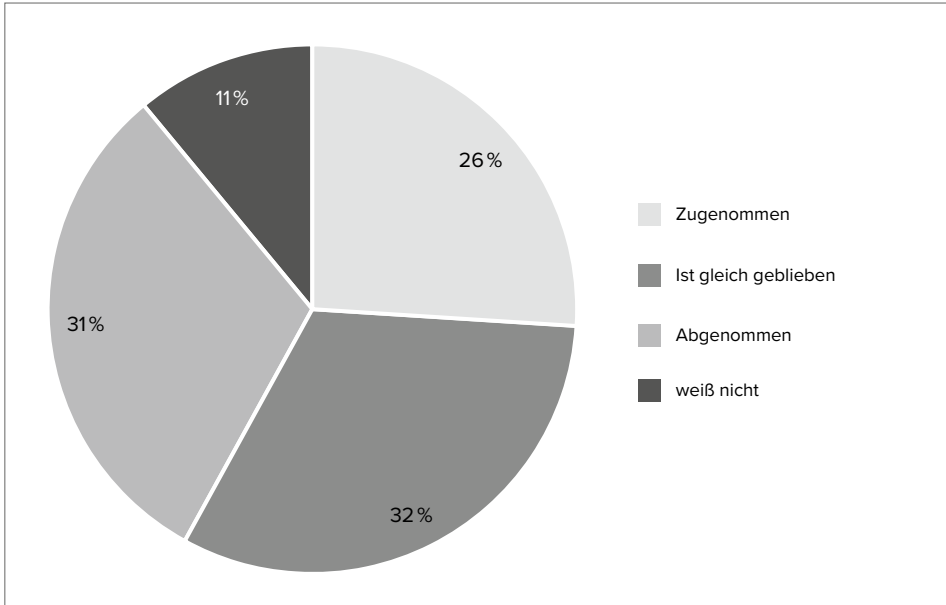


Abbildung 3.9 Entwicklung der Sicherheit am Kottbusser Tor in den letzten zehn Jahren

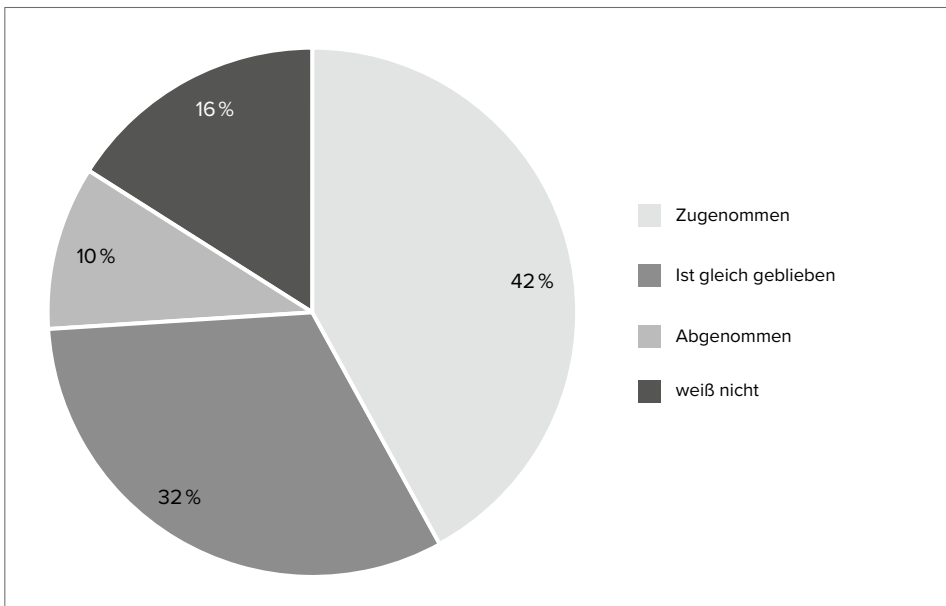


Abbildung 3.10 Entwicklung der Straftaten am Kottbusser Tor in den letzten zehn Jahren

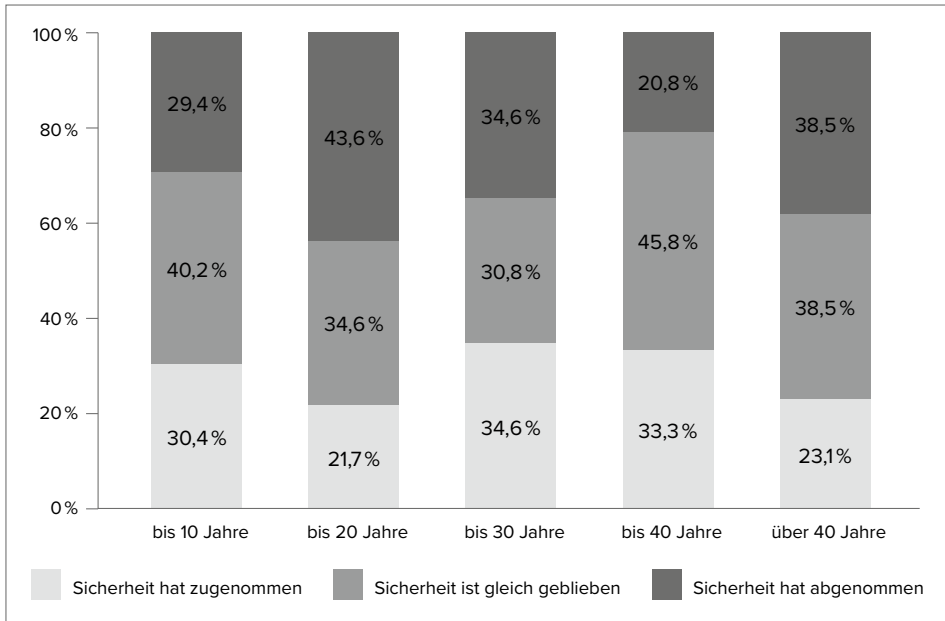


Abbildung 3.11 Entwicklung der Sicherheit am Kottbusser Tor in den letzten zehn Jahren nach Wohndauer im Quartier

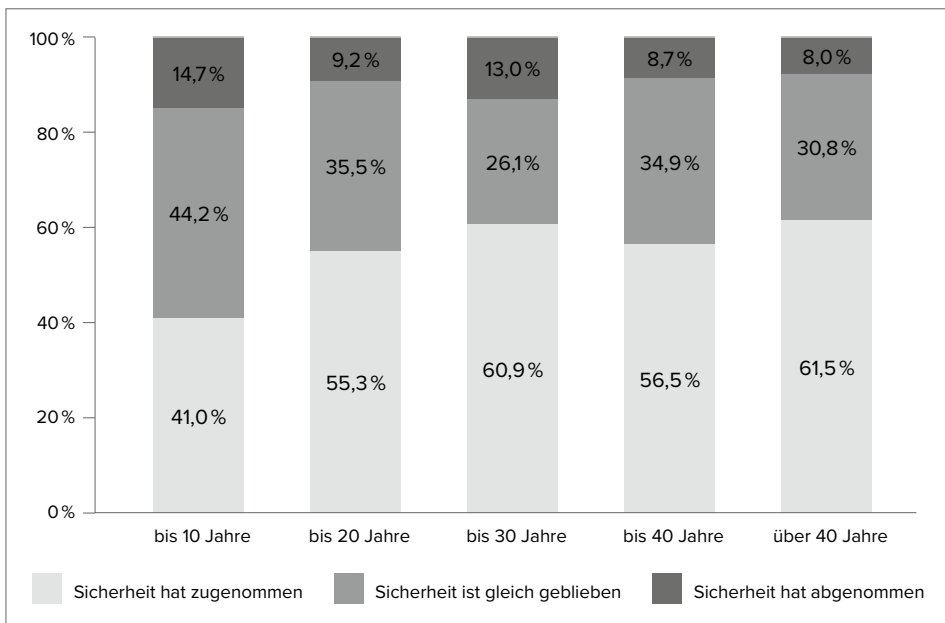


Abbildung 3.12 Entwicklung der Straftaten am Kottbusser Tor in den letzten zehn Jahren nach Wohndauer im Quartier

3 Sicherheit als soziales Problem

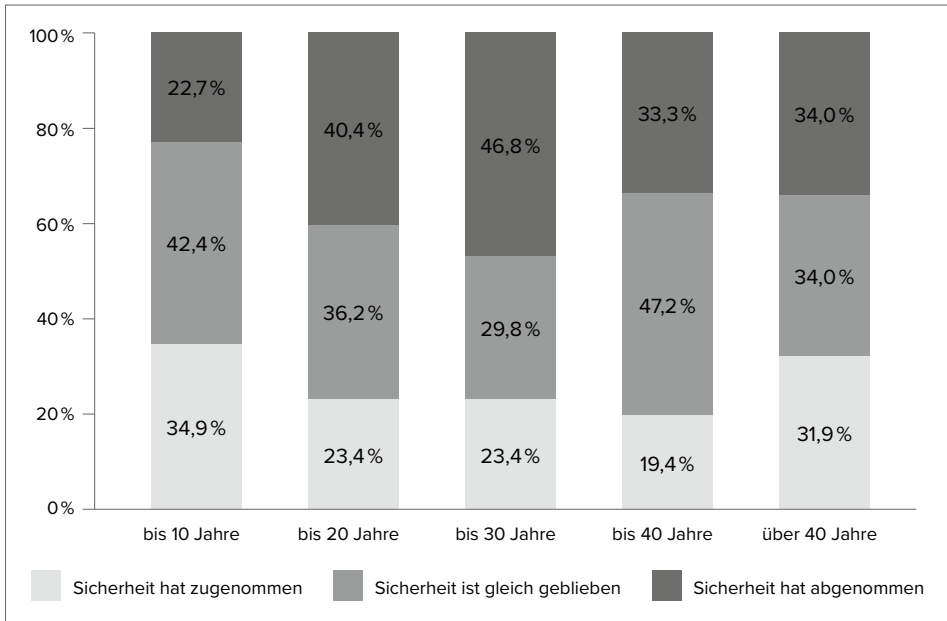


Abbildung 3.13 Entwicklung der Sicherheit in den letzten zehn Jahren nach Wohndauer in Berlin

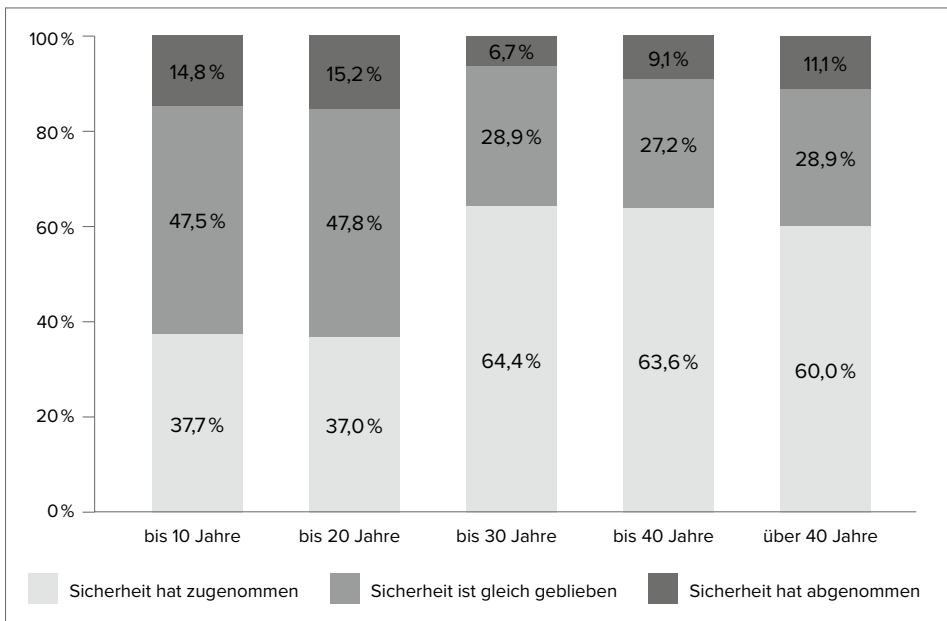


Abbildung 3.14 Entwicklung der Straftaten in den letzten zehn Jahren nach Wohndauer in Berlin

anderen Person, die die Sicherheit mit einer 7 bewertete, hieß es: „es mag einen unsicheren Anschein haben, aber die Dealer und Obdachlosen sehe ich für gewöhnlich nicht als gefährlich an“. Eine weitere Person (mit der Sicherheitsbewertung 1) meinte genau das Gegenteil: „Es ist einfach unsicher hier, bei Drogenrazzia verarschen sie die Polizei. Was die Polizei hier macht ist lächerlich, die werden (...) verarscht.“ Die Stadt als politische und soziale Gemeinschaft kann viele Gründe haben, dafür sorgen zu wollen, dass sich alle an das Gesetz halten. Für das Sicherheitsempfinden der Anwohner*innen nahe Kottbusser Tor scheint das nicht das einzig Wichtige zu sein. Wir schauen uns deswegen genauer an, welche Faktoren, die nicht unbedingt als gesetzeswidrig oder als „Kriminalität“ angesehen werden, eine Rolle spielen können.

Welche Situationen erfahren Menschen als negativ für ihre Sicherheit?

Irritationen im Alltag

Wir haben, nachdem wir erst offen nach der Bewertung von Sicherheit gefragt hatten, Situationen vorgelegt, die das Gefühl im öffentlichen Raum beeinflussen, und die man mehr oder weniger schlimm finden kann. Diese *everyday incivility* (Philips & Smith 2004) schließt bei einer gesellschaftlichen Debatte über die Verrohung des öffentlichen Lebens an. Das Spektrum ist breit, da es von unhöflichem Annotzen bis zu symbolischer Gewalt reichen kann. Philips und Smith haben in Fokusgruppen in Melbourne (Australien) gezeigt, dass Menschen sehr unterschiedliche Erfahrungen unter dem Label *everyday incivility* einordnen. Da die Forschungsmethode in unserer Studie auf die Umfrage beschränkt war, haben wir den Teilnehmer*innen Situationen vorgelegt, die sich in früherer Forschung als sinnvoll erwiesen hatten (Blokland 2009a). Abbildung 3.15 (→ S. 116) zeigt diese Situationen,¹⁸ mit der Prozentzahl der Befragten, die diese Situationen (sehr) schlimm, teils/teils oder (überhaupt) nicht schlimm fanden.

Das liegt nah an der Erfassung von sogenannten „Wahrnehmungen von Alltagsirritationen“ wie zum Beispiel in der Bürgerbefragung in Vechta zum subjektiven Sicherheitsempfinden (vgl. Völschow 2014). Besonders spannend ist aber hier, dass man zwischen „Bewertung“ und „Häufigkeit“ von unangenehmen Situationen unterscheiden muss. Nach dieser Frage haben wir nämlich gefragt, ob die Beteiligten erfahren, dass die unterschiedlichen Situationen öfter am Kottbusser Tor passieren als irgendwo anders. Dabei überrascht es kaum, dass 90 % der Menschen meinen, Drogengeschäfte gibt es (viel) häufiger vor Ort. Bei anderen Situationen ist das Bild differenzierter.

Die schlimmsten Situationen sind sexuelle Belästigungen (97,3 %), rechte oder rassistische Sprüche (94,2 %) und LGBTQ-feindliche Aussagen auf der Straße (91,1 %). Diese drei Themen, viel mehr als alle anderen, spielen die größte Rolle hinsichtlich der Frage, wie man sich auf der Straße fühlt. Dann kommen Müll und undisziplinierte Autofahrer*innen mit etwas Abstand (82,2 % und 82,6 %) und erst dann Drogen und Trinken, während Jugendliche kaum belasten: nur 18,4 % fühlen sich auf Nachfrage(!) negativ von ihrer Präsenz beeinflusst.¹⁹ Und 62,9 % stört sich gar nicht an Graffitis oder

beschmierten Hauswänden. Interessant ist aber, dass das, was man am schlimmsten für die eigene Wahrnehmung des öffentlichen Raums findet, am *wenigsten* stark mit dem eigenen Wohnumfeld verbunden wird. Genau diese schlimmen Sachen finden den Befragten nach deutlich *seltener* (LGBTQ Feindlichkeit – 51,4% – und Rechte oder rassistische Sprüche – 65,7%) statt; *gleich oft* oder *seltener* (sexuelle Belästigung, resp. 49,2% und 21,8%) am Kottbusser Tor statt. Ihr Bild weicht hier von der Viktimisierung, die wir in Kapitel 2 besprochen haben, etwas ab. Da haben wir gesehen, dass die Häufigkeit von LGBTQ-Angriffen anteilig hoch im Quartier war. In Kontrast dazu war der Anteil rassistischer Übergriffe tatsächlich niedriger.

Schauen wir uns nur diese Probleme gemeinsam an, dann hilft uns die Berechnung von Alpha, ein Ausdruck für die Frage, ob Menschen, die sich für oder gegen eine Sache ausgesprochen haben, das auch für oder gegen eine andere Sache tun. Sagen Menschen, die Situationen schlimm finden, das nur für bestimmte Phänomene, oder immer für alle, oder welche Muster bilden sich dort ab?

Allein undisziplinierte Autofahrer*innen stehen allein: 82,6% fühlen sich durch sie in ihrem Wohlbefinden gestört, egal von welchen anderen Faktoren sich die Menschen weiter belästigt fühlen. Das Handhaben von Verkehrsregeln scheint wohl ein wichtiges Thema für die Kreuzberger*innen zu sein. Die Verkehrslage ist ja auch von 17 (Quartier) bzw. 20 (Kottbusser Tor) Befragten spontan als Grund der Verunsicherung genannt worden (Kapitel 2) und taucht auch in der Vorstellung der genauen Orte der Unsicherheit wieder auf (Kapitel 6). Diese Bewertung von Autofahrer*innen hängt negativ mit Sicherheitsempfinden in dem Quartier zusammen.²⁰

Was man sonst so schlimm finden kann, teilt sich dann in zwei Faktoren auf (Abbildungen 3.16.1 und 3.16.2 → S. 117–118): Erlebt man Jugend, die ohne erkennbares Ziel sich vor Ort aufhält, als schlimm, dann geht das oftmals mit einem vergleichbaren Erleben von Drogennutzer*innen, Betrunkenen, Graffitis und Müll einher, obwohl der Alpha Wert nicht sehr gut ist,²¹ während Rassismus, LGBTQ-feindliche und sexuelle Belästigung auf der Straße auch verstärkt die gleiche Bewertung bekommen.²²

Menschen, die diese Situationen (sehr) schlimm finden, erfahren sie öfter als *häufiger* im Vergleich zu Menschen, für die diese Situationen eine geringere Rolle spielen. Das bringt hervor, wie wichtig es ist, subjektive Sicherheit als Erfahrung und als Empfinden immer zusammen zu denken, aber nicht gleichzustellen. Wir haben ja erst gefragt, wie sehr man bestimmte Situationen für das Wohlbefinden auf der Straße wichtig fand, und erst *dann* die Häufigkeit. Mit Vorsicht kann man deswegen sagen, dass je empfindlicher ich für eine Situation bin, desto mehr erfahre ich auch ihre Präsenz. Das, was mich nicht belastet, fällt mir vielleicht nicht auf – oder das, was mich stört, sehe ich irgendwie die ganze Zeit.

Verunsicherung kommt, so scheint es, im öffentlichen Raum oftmals entweder von Menschen, die gegenüber anderen verachtend sind (*Sorgen um Feindlichkeit*) oder von (erwarteten) Regelverstößen (*Sorgen um Unordnung*). Hier hat sich, übersetzt aus Philips und Smith (2004:379), ein „Gefühl einer Krise in den Mikro-Momenten des öffentlichen Umfelds“ sichtbar gemacht.

Sorgen um Unordnung

Thesen zu Unordnung sind in der Literatur zum Sicherheitsempfinden weit verbreitet und vielfach untersucht. Sie basieren meist auf der These der „Broken Windows“ (Wilson/Kelling 1982) und auf der Theorie der kollektiven Wirksamkeit („collective efficacy“ (Sampson 2004)). Diesbezügliche Literatur konzentriert sich auf Orte, die ein negatives Image haben oder stigmatisiert sind. Schon öfter wurde festgestellt, dass Orte, die ein Stigma als gefährliche Orte mit sich tragen, nicht immer auch so von Anwohner*innen erfahren werden (cf. Blokland 2008). Dennoch geht die Literatur davon aus, dass ein Ruf, *Hotspot* der Kriminalität oder gefährliches Quartier zu sein, nicht ohne Konsequenzen ist.

Stigmatisierung als Konzept beschreibt den gesellschaftlichen Prozess der Abwertung von Subjekten aufgrund einer Abweichung von einer Norm (Goffman 1967: 4). Soziolog*innen nutzen es heute auch, um Prozesse zu beschreiben, die ganze Nachbarschaften beurteilen, wie es etwa in den Medien geschehen kann. Der französisch-amerikanische Soziologe Wacquant zeigt, dass sich wie bei einer sozialen Gruppe auch bei Nachbarschaften eine negative Zuschreibung verstetigen und alle Beteiligten „verunreinigen“ kann (Wacquant 2007: 67), zumindest solange sie dort wohnen. Den Effekt einer Stigmatisierung von Nachbarschaften beschreibt Bourdieu (2018) als eine symbolische Abwertung der Anwohner*innen, die darauf mit eigener symbolischer Abwertung ihres Umfelds und ihrer Mitbewohner*innen reagieren. Im amerikanischen Kontext haben Forscher*innen, die sich für Fragen der Sicherheit interessieren, dieses Argument aufgegriffen, um zu untersuchen, wie eine verminderte soziale Kontrolle in Zusammenhang mit räumlichen Faktoren mehr Kriminalität produziert. Unordnung und geringe informelle soziale Kontrolle erhöhen die Wahrscheinlichkeit, so die These, dass sich Menschen unsicher fühlen (Wilson & Kelling 1982). Diese Kausalität ist allerdings nur wenig empirisch unterstützt worden.²³

Dennoch wird bei der Bestimmung der räumlichen Faktoren, die das subjektive Sicherheitsempfinden beeinflussen, vor allem die These herangezogen, dass bauliche Bedingungen und der Zustand des Wohngebietes (Müll, gepflegtes Umfeld etc.) einen Einfluss haben. So schreibt Schwind:

„Zwischen den Variablen *Raum* und *Kriminalität/Kriminalitätsfurcht* unreflektierte Kausalzusammenhänge zu formulieren, kann möglicherweise dazu führen, dass bestimmte Regionen in der Alltagskommunikation fortwährend als ‚delinquency areas‘ (Shaw 1929, zit. nach Schwind 2010: 144), also als delinquente Räume stigmatisiert werden. Derartige Zuschreibungen können zur Folge haben, dass die Bevölkerung in Bezug auf eben diese Räume Gefühle subjektiver Unsicherheit entwickelt oder – falls bereits vorhanden – diese Gefühle sich dauerhaft verfestigen. Es können sich sogenannte *No-Go-Areas* herausbilden, die – vor allem bei Dunkelheit und ohne Begleitung – weitestgehend gemieden werden (vgl. Schwind 2010: 424).“

So entsteht unter Umständen eine Problematik, die in eine Art *Teufelskreis* münden kann. Während die Stigmatisierung einer bestimmten Gegend das Aufkeimen von Kriminalitätsfurcht fördert, intensiviert diese wiederum das ohnehin negative, von Stigmata geprägte Bild einer Gegend. Ein Regenerationsprozess wird damit verkompliziert oder sogar

verhindert (vgl. Lüdemann 2006: 286; EFUS 2007: 89). Auffallend ist, so werden wir noch im Detail sehen, dass viele Anwohner*innen hohe Erwartungen an Passanten und andere Anwohner*innen haben, wenn es darum geht, ob sie eingreifen würden, wenn irgendwas passiert. Offenbar trifft diese These, dass eine Stigmatisierung als Angstort sich auch negativ auf das Sicherheitsempfinden der Anwohner*innen auswirkt, nicht so ganz zu, da die kollektive Wirksamkeit – der Glaube, gemeinsam soziale Kontrolle ausüben zu können – und die Bekanntschaft durch vertraute Öffentlichkeit an dem Ort ausgeprägt sind.

Anders als in anderen Teilen von Kreuzberg (Blokland & Šerbedžija 2018) scheinen dabei die Verhaltensweisen von Jugendlichen nicht besonders auffällig. Wenig Menschen nannten Jugend spontan als Grund für Unsicherheit, und nur 18,4 % fanden die Situation von gelangweilten und nichts tuenden Jugendlichen gefährdend für das eigene Wohlbefinden. Die obenstehende Tabelle zeigt außerdem, dass Jugend nicht als ein besonders häufiges „Problem“ im Quartier angesehen wird. Es gibt aber einen Zusammenhang zwischen den 18,4 %, die gelangweilte und nichts tuende Jugendliche negativ empfinden, und ihrem Sicherheitsempfinden. Bewohner*innen, die sich wegen Jugendlichen sorgten, hatten eine geringere Sicherheitswahrnehmung.²⁴ Kurz gesagt: der „Kotti“ hat viele Probleme, aber in den Augen der Anwohner*innen ist Jugend diesbezüglich marginal. Das bestätigt auch der Befund, dass die Zustimmung oder Ablehnung der Aussage „die meisten Jugendlichen in meinem Quartier kenne ich vom Gesicht“, ein Item ist, das in anderen Untersuchungen schon wichtig war, in diesem Projekt keine Rolle spielte. Nur wenn Jugend auch ein Problem ist, spielt dieses alltägliche Erkennen offenbar eine Rolle. Watsons (2006: 119) Ergebnis, dass vor allem ältere Menschen sich im öffentlichen Raum verletzlich fühlen, und dieses Gefühl oft mit Jugendlichen, die sie als Bedrohung in öffentlichen Raum erfahren, verbinden, haben wir auch geprüft. Dies lieferte aber keinen signifikanten Unterschied zu jüngeren Befragten. Offenbar trifft das Argument, dass ältere Leute die Codes von jungen Menschen nicht lesen können – Codes wie Kleidungsstil, Tattoos oder andere körperliche Praktiken, die ältere Menschen nach Watson befreundlich finden – bei unseren älteren Kreuzberger*innen nicht so zu. Das passt ja auch zum kulturellen Status, den das Quartier sich auch historisch erarbeitet hat.

Die Sorgen um Unordnung am Kottbusser Tor hängen jedoch auch in unserer Studie mit dem Sicherheitsempfinden zusammen. Wer Drogengeschäfte und -abhängige, betrunkene Passanten oder Gruppen schlimm fand, schätzte auch die Sicherheit geringer ein. Drogen waren auch in unserer offenen Frage von 108 Menschen als Grund für ihre Sicherheitsbewertung genannt worden.

Leben zwischen Dreck und Drogen

Zudem stört die Anwohner*innen der Dreck. Eine große Mehrheit stimmt der Aussage (völlig) zu „Ich finde das Kottbusser Tor dreckig“, und bejahte, dass es mehr Graffitis und Müll gab: Materielle Gegenstände – die überfüllten Mülleimer, die kaputten Möbel oder die alte Matratze auf der Straße, die gepflegte Grünanlage, der saubere, gut beleuchtete

und freundlich erscheinende Bahnhof – sind auch sozial. Die bereits erwähnte *Broken Windows* Theorie geht davon aus, dass dort, wo es dreckig, verschmutzt oder kaputt ist, Verhaltensweisen, die nicht den gesellschaftlichen Regeln oder sogar den Gesetzen entsprechen, verstärkt auftreten. Tatsächlich meinen die Befragten, dass es am Kottbusser Tor dreckiger ist. Dazu geben 82,2 % an, dass Müll auf Straßen und Grünflächen sie stört, und dass das mit ihrem Sicherheitsempfinden sowohl im Quartier als auch direkt am „Kotti“ zusammenhängt.²⁵ Jugendliche Gruppen halten sich laut der Hälfte der Befragten genauso oft am „Kotti“ auf wie irgendwo anders in der Stadt. Als ausgesprochen häufiger schätzen sie die Anwesenheit von Drogennutzer*innen und betrunkenen Gruppen ein. Dies stört fast zwei Drittel der Befragten. Wenn alle Menschen sich einig sind, dass ein Ort dreckig ist, kann man ja nicht mehr gut feststellen, ob sie dies auch verunsichert. Ob das Kottbusser Tor ähnlich (un)sicher ist wie andere Orte in der Stadt, hängt aber mit all diesen Einschätzungen zusammen. Menschen, die den „Kotti“ dreckig finden, sich über das Verhalten bezüglich zu Drogen (67,2 %) und Alkohol (62,5 %) ärgern, Müll auf Straßen und Grünflächen abstoßend finden (82,2 %!) oder zu den 18,6 % gehören, die besprühte oder beschmierte Hauswände ärgerlich finden, finden andere Orte sicherer.

Diese Ansätze aus der Literatur und unsere Ergebnisse sind auf zwei Weisen relevant. Erstens werfen sie die Frage auf, inwiefern rund um das Kottbusser Tor durch die Problematik der Kriminalität die Kohäsion des Quartiers unter Druck steht. Sicherheit als soziales Problem wird ja zum Problem der *collective efficacy*, zu Deutsch der kollektiven Wirksamkeit. Kollektive Wirksamkeit wird definiert als sozialer Zusammenhalt zwischen Nachbar*innen in Verbindung mit ihrer Bereitschaft sich im Interesse des Gemeinwohls einzusetzen (Sampson 2004, zitiert nach Morenoff et al. 2001: 918). Wenn die Kriminalität zu stark steigt, wird auch gegenseitiges Vertrauen und soziale Kontrolle bröckeln. Aber auch andersherum haben Soziolog*innen und Kriminolog*innen argumentiert, dass zu wenig *collective efficacy* Kriminalität fördert (Sampson 2004). Wer sich nicht mehr mit der Nachbarschaft identifiziert, ist nicht mehr an anderen interessiert und wird sich deswegen nicht für andere einsetzen. Und schon ist der Raum für alle geöffnet, die Böses wollen.

Man kann ja nicht feststellen, was „zuerst“ kommt. Geht es darum, dass Menschen sich nicht zu Hause fühlen, da sie sich unsicher fühlen, oder umgedreht: hängen diese Emotionen eher auf komplexe Weise zusammen? Wir werden diese Frage in den späteren Kapiteln nochmal aufnehmen, wenn es darum geht, Identifikation mit dem Kiez mit sozialer Kontrolle und Sicherheitsempfinden zu verbinden. Eine zweite These ist etwas ähnlich: Menschen, die in einem stigmatisierten Ort wohnen, möchten sich von diesem Ort „de-identifizieren“, und werden sich deswegen aus ihrer Nachbarschaft zurückziehen. Zum einen symbolisch, ausgedrückt in niedriger Identifikation mit dem Wohnumfeld, und zum anderen auch praktisch, da sie die Gegend nicht nutzen. Dreck, Müll und ein ungepflegtes Wohnumfeld führen dann dazu, dass sich, so die *Broken Windows These*, eine Spirale von Kriminalität weiter ausdehnen kann. Die These geht davon aus, dass eine Umgebung, die dreckig und ungepflegt ist, zu höherer Kriminalität führt, da die Signale dieses Umfeldes sagen: es interessiert hier offenbar keinen, was hier passiert, also kann ich hier auch mal Drogen verticken oder Unfug anstellen. Ein liegen-

gebliebenes Auto mit einem gebrochenen Fenster, so die Autoren Wilson und Kelling, vermittelt das Signal „no one cares so breaking more windows costs nothing“ (1982: 31), und ist deswegen eine Einladung. Aber Wilson und Kelling gehen vereinfacht davon aus, dass das Zertrümmern eines Fensters einfach ein Spaß ist, ohne weitere symbolische Bedeutung (siehe Waquant 2008: 16–20 für Gegenargumente). Es könnte ja sein, dass es Kriminellen gut geht, wenn nicht gegen sie vorgegangen wird (Wilson & Kelling 1982: 34). Das heißt aber noch nicht, dass wir automatisch eine Verbindung zwischen physischer Vernachlässigung des öffentlichen Raums und deviantem Verhalten machen können (siehe auch St. Jean 2007). Obwohl die Broken Windows These sehr beliebt ist, fehlt es an grundlegender empirischer Forschung, die sie bestätigt (Skogan 1990; Sampson & Morenoff 2002). Es gibt viele Gründe, warum man aus soziologisch-theoretischer Perspektive diese These auseinandernehmen könnte (u. a. Blokland 2019). Graffiti haben in Berlin, in Friedrichshain-Kreuzberg insbesondere, einen Sonderstatus, da das, was für einen Außenstehenden nur „auf die Wände malen“ ist, für manch anderen eine politische und subkulturelle Bedeutung hat, die viel weiter geht als in vielen anderen Städten (siehe Merrill 2015). Auch historisch betrachtet haben Graffiti als *Streetart* ihre Bedeutung. Dabei ist das mit dem Marker auf die Bushaltestelle geschriebene Schimpfwort nicht gleich politisch, aber wenn Graffiti auch als politische Beteiligung diskutiert werden (Oltneau & de Neve 2012), bestätigt dies, dass die These der *Broken Windows* zu einfach ist. Gepflegtes Aussehen, gemähter Rasen und gerade geschnittene Hecken sind ja genau das Gegenteil der subkulturellen Szene am Kottbusser Tor. So wie Second-Hand-Klamotten, Tattoos und die *Mate*-Flasche, die als „Nebenbeimeditien“ (Dittmar 2009) zu lesen sind, wenn auch nicht für alle, scheinen auch Graffiti, ein *bisschen* Dreck, Chaos und Schmutz genau das zu sein, was manche am „Kotti“ lieben.

Aber Müll und Dreck stören sie statistisch trotzdem. Der Platz liegt inmitten eines sehr differenzierten Quartiers, wo die dominant sichtbare Subkultur nicht unbedingt von allen gelebt wird. Wir mussten uns deswegen einmal genau anschauen, wie die Erfahrung des Raums mit Sicherheitsempfinden zusammenhängt. Generell findet man in Stadtplanung und Stadtpolitik den Gedanken wieder, dass saubere Nachbarschaften auch gute Nachbarschaften sind.²⁶ Das Kottbusser Tor beheimatet ja mit seiner einfachen Wohnlage viele in benachteiligter Lebenslage. Die Ästhetik eines Wohnumfelds kann ihre gesellschaftliche Inferiorität und Ausschließung bestätigen (Rainwater 1966, zitiert in Newman 1973: 8; St. Jean 2007: 85–86). Vor allem wenn Gemeinde oder Wohneigentümer den öffentlichen Raum vernachlässigen, kann dies Bewohner*innen vermitteln, sie seien gar nicht wichtig. Und das kann wiederum dazu führen, dass die Beteiligung am öffentlichen Leben – in dem Quartier, bei der Wahl, in sozialer Kontrolle im Alltag – abnimmt. Dieser Rückzug in den eigenen privaten Kreis, weil man sich von Politik und Staat verlassen fühlt, da sie die ganzen alltäglichen Probleme der steigenden Mieten, Jobverluste oder Altersarmut vielleicht nicht ernst genug nehmen, wird *sichtbar*, wenn sich keiner um saubere Straßen, gute Beleuchtung, schnelle Reparaturen und sichere Verkehrswege kümmert und wenn Drogenverkauf auf der Straße auch nur wenige interessiert. Es geht dann nicht darum, ob die Bewohner*innen glauben, dass die Polizei

die Sachen in den Griff bekommt. Es geht um die Erfahrung, dass der Wohlfahrtsstaat nicht mehr für dich da ist. Das fühlt man nicht nur, wenn man kaum über die Runden kommen kann, sondern auch jedes Mal, wenn man vor die Tür geht und sich an Dreck und Müll stört, und Menschen sieht, denen es so schlecht geht, dass sie basale Fürsorge bräuchten. Diese Sichtbarkeit der Vernachlässigung kann bewirken, dass Resilienz abnimmt. So schreibt Newman (1973: 108. Übers. d. Verf.):

„Ein Bewohner, der sich damit abgefunden hat, sich nicht um den Zustand seiner unmittelbaren Umgebung zu kümmern – der seine Unfähigkeit, seinen Zustand zu verändern, akzeptiert hat – wird nicht einmal in seinem eigenen Namen intervenieren, wenn er Opfer eines Kriminellen wird.“

An einem Ort zu wohnen, der einen Stempel der Stigmatisierung trägt, kann also dazu führen, dass man selbst Unsicherheit erfährt. Andererseits kann die gesellschaftliche Norm, dass eine gute Nachbarschaft eine saubere Nachbarschaft ist, auch gerade von Menschen, die sich weniger stark in den heutigen subkulturellen Szenen von Kreuzberg zu Hause fühlen – so wie Menschen mit mehr Geld oder im höheren Alter – stärker vertreten werden.

Die Regression zeigt, dass vor allem Bewohner*innen, die schon länger im Quartier wohnen, sich mehr Sorgen um Unordnung machen. Auch das Einkommen beeinflusst die Sorgen um Unordnung (Abbildung 3.17 → S. 119). Vor allem sieht man einen signifikanten Effekt, wenn man die Einkommensgruppen von „weniger als 999 Euro“ und „2500–2999 Euro“ vergleicht: hat man mehr Einkommen, so hat man auch mehr Sorgen um Unordnung. In einem weiteren Modell (hier nicht abgebildet), wo wir auch nach Berufsgruppen kontrolliert haben, stellte sich heraus, dass vor allem Bewohner*innen in Ausbildung sich weniger Sorgen um Unordnung gemacht haben im Vergleich zu Vollzeitbeschäftigten. Kurze Wohndauer, in Ausbildung oder Studium befindlich und ein niedriges Einkommen: es könnten zugezogene Studierende sein, die sich am wenigsten an Unordnung stören unter den Anwohner*innen.

Neben dem Ärger um Unordnung hatten die Befragten aber auch Sorgen wegen einer zweiten Dimension der Verunsicherung, nämlich wenn Menschen sich verachtend gegenüber anderen aufgrund von Rassismus, Sexismus oder LGBTQ-Feindlichkeit verhalten.

Sorgen aufgrund von Feindlichkeit

Die internationale Literatur zur urbanen Sicherheit setzt sich nicht systematisch mit Sorgen aufgrund von Feindlichkeit auseinander, da der Fokus sehr auf Kriminalitätsfurcht liegt, die oft von polizeilichen Statistiken abgeleitet ist. Da spielen Beleidigungen und Beschimpfungen aufgrund von Identitäten ja kaum eine Rolle. Nicht jede Beleidigung und Anfeindung lohnt eine Anzeige, und nicht jede Beleidigung wird strafrechtlich verfolgt. Klar ist, dass es in diesem Bereich Dunkelziffern gibt (Klose & Liebscher 2015; Bug & Wittenberg 2015). Unsere Daten zeigen aber, dass Menschen, die sich Sorgen vor Anfeindungen machen, diese nicht vorrangig am Kottbusser Tor erwarten. Rechte und rassistische Sprüche sowie auch LGBTQ-Beleidigungen erwartet man dort bedeutsam *weniger* als anderswo in der Stadt. Der „kriminalitätsbelastete“ Ort Kottbusser Tor

zeigt sich hier auch als ein Ort der Toleranz, wo Anwohner*innen das Gefühl haben, man sei hier mehr von schlimmen alltäglichen *incivilities* geschützt. Da rassistische oder LGBTQ-feindliche Aktionen nur von 3,5 % und 6,2 % nicht schlimm gefunden werden, gibt es keine Unterschiede: mit 96,5 % und 93,8 % findet ein sehr großer Teil der Anwohner*innen diese Situationen wenigstens teilweise schlimm. Keiner der Items wirkt sich auf das Sicherheitsempfinden aus: da aber so *viele* Befragte diese Anfeindungen schlimm finden, kann man statistisch keinen Effekt feststellen. Eine Regression (nicht abgebildet) zeigt, dass persönliche Merkmale und sozialer Status hier keine Erklärungskraft haben.

Die Auswirkung solcher Sorgen auf das Sicherheitsempfinden kann neben der wenigen Varianz in der Ablehnung beschränkt bleiben, da wir nur nach der Sicherheit gefragt haben. Wie Phadke (2013) argumentiert hat, ist die Vorstellung, Belästigungen müssen immer nur in Bezug zu Sicherheitsempfinden gesetzt werden, eigentlich zu eng. Vielmehr sollte man eine Perspektive auf den öffentlichen Raum verfolgen, die den Zugang zu Räumen anspricht. Nicht die Frage, ob Frauen sich sicher fühlen, ist in Phadkes Ansatz zentral, sondern die Frage, ob sie sich frei bewegen können. Phadke (2013) warnt davor, dass eine enge Perspektive auf Sicherheit schnell dazu führen kann, dass man bestimmten Gruppen den Anspruch auf Anwesenheit im öffentlichen Raum wegnimmt (in Phadkes Fall waren das zum Beispiel junge Männer aus der Arbeiterschicht, aber auch „sexworkers, bardancers and others ,in need of surveillance“ (2013:52) aus indischen Städten). Philips und Smith (2004: 389) merken außerdem an, dass wir wohl oftmals direkt eine Verbindung zwischen *incivilities* und Sicherheit herstellen, aber aus der soziologischen Theorie heraus ein weiteres Spektrum an Reaktionen erwarten sollten. Man muss nicht gleich verunsichert sein; man kann sich ja auch aufregen und wütend sein oder überhaupt nicht betroffen zeigen, da man im städtischen anonymen Leben nicht alles, was rund um einen passiert, an sich rankommen lassen muss.

Die Ausblendung dieser Erfahrungen wird allerdings nicht so sehr durch Anonymität möglich, sondern durch die Fähigkeit einzuschätzen, wer im öffentlichen Raum sich wie verhalten wird. Wer andere anfeindet oder Unordnung macht, und unter welchen Umständen dies geschieht, lässt sich nicht immer vorab einschätzen. Das wird schwieriger, wenn unser Wohnort nicht nur durch Anwohner*innen, aber auch intensiv von Besucher*innen genutzt wird. Während wir die Absichten von Menschen, die mit klaren Zielen unterwegs sind, direkt verstehen und einordnen können, weil wir sie im Laufe unserer Sozialisierung gelernt haben zu „dekodieren“ (wie etwa: Nachbar geht mit seinem Hund Gassi; Jungs mit Sporttaschen zum Fitnessstudio; jemand schiebt ein Fahrrad über den Bürgersteig, da der Reifen platt ist), tun wir uns alle mit Menschen, deren Gänge wir weniger gut einordnen können oder sie sogar als bedrohend erfahren, schwerer. Unsere Umfrage zeigt dies, da es eine Korrelation zwischen der Aussage „Es gibt in meinem Quartier zu viele Menschen, die hier gar nicht wohnen“ und dem Sicherheitsempfinden gibt.²⁷ Genauer gesagt: wer dieser Aussage (sehr) zustimmte, fühlt sich weniger sicher.

Vielleicht entspricht das, was mich stört, einem viel allgemeineren Gefühl des geringen Vertrauens, was sich wiederum auf mein Gefühl der Sicherheit auswirken kann, wie wir schon gesehen haben (Kapitel 2). Das haben wir geprüft durch eine Analyse der

Zusammenhänge von den zwei Faktoren, die Sorge um Unordnung und die Sorgen um Feindlichkeit, mit der allgemeine Frage nach Vertrauen. Auch haben wir uns gefragt, ob Menschen je nachdem wie ihre Lebenslage und Hintergründe sind, diese Vorkommnisse als unterschiedlich belastend erfahren. Dann zeigt sich, dass Menschen, die sich Sorgen um Unordnung machen, auch ein niedrigeres allgemeines Vertrauen haben.²⁸ Sorgen um Feindlichkeit ist jedoch nur gerade so signifikant, aber hängt umgedreht zusammen: *mehr* allgemeines Vertrauen geht mit *mehr* Sorgen über Feindlichkeit zusammen.²⁹ Dies deutet darauf hin, dass Sorgen um eine Verrohung des öffentlichen Raums nicht direkt mit einer Vertrauenskrise in Verbindung zu bringen sind.

Zwischenfazit

Dieses Kapitel zeigt, dass das Denken über Sicherheit zu schnell und zu oft zu einer Frage von Kriminalitätsfurcht wird, ohne dass man sich genau überlegt, was „sich sicher fühlen“ eigentlich bedeutet. In bisherigen Studien wurde nicht genug darüber nachgedacht, wie sehr lokale Identifikation mit dem Quartier und lokales Wissen über den Alltag in dem Quartier unsere Sicherheitserfahrung prägen. Wie relevant ist in diesem Zusammenhang, dass ich mich dort zu Hause fühle, dass ich weiß, was vor Ort abgeht und das soziale Geschehen im öffentlichen Raum „lesen“ kann? Auch wenn nichts davon in die Kriminalitätsstatistik einfließt, kann es von großer Bedeutung sein.

Im nächsten Kapitel gehen wir zuerst auf die Nutzung des Kottbusser Tors ein und fragen uns, welche Bedeutung die Nutzung von Geschäften und der U-Bahn auf die Sicherheitserfahrung haben könnte. Wir argumentieren, dass diese Nutzung eine vertraute Öffentlichkeit erzeugt, die positiv zur Sicherheit beiträgt. Sicherheit als ein soziales Problem entsteht aus den Handlungen vielfältiger Akteure in dem öffentlichen Raum und dem öffentlichen Diskurs. Sie ist von Zeit und Raum bedingt, hat Einfluss auf mehr als ein paar Menschen, und beschreibt eine Situation, in der wir uns einig sind, dass etwas passieren soll.

Zusammenfassung

Wie nutzen die Menschen das Quartier und den U-Bahnhof Kottbusser Tor? Wie wird die Sicherheit am Kottbusser Tor im Vergleich zu anderen Gebieten und anderen Zeiten bewertet? Welche Situationen werden als negativ für die Sicherheit erfahren?

- Nutzungsvielfalt im Quartier: Das Kottbusser Tor ist ein Zentrum der alltäglichen Wege: knapp 90 % der befragten Bewohner*innen gaben an, „mehrmals wöchentlich“ oder „täglich“ am Kottbusser Tor vorbeizukommen. Das Kottbusser Tor und die Nachbarschaften werden intensiv genutzt: die Bewohner*innen haben bis zu 12 Läden und bis zu 20 gastronomische Einrichtungen benannt, die sie regelmäßig besuchen. Das Kottbusser Tor mit einer hohen Dichte an Läden und Einrichtungen ist der Hotspot dieser Nutzungen: 70 % aller Befragten haben am Kottbusser Tor feste Läden, die sie immer mal wieder aufsuchen und 81,1 %

nutzen das Kottbusser Tor zum Essen- oder Trinkengehen. Die Nutzungsintensität von kleinen Läden und gastronomischen Einrichtungen im Gebiet hängt positiv zusammen mit dem Sicherheitsempfinden.

- Nutzung der U-Bahnstation: Fast alle Anwohnerinnen und Anwohner nutzten den Bahnhof zumindest ab und zu. Die Häufigkeit der Nutzung hängt leicht positiv mit dem Sicherheitsempfinden zusammen. Die Tageszeiten spielen bei den meisten U-Bahnnutzer*innen keine große Rolle.
- Nutzung und Sicherheitsempfinden: Befragte, die sich am U-Bahnhof Kottbusser Tor in der Regel wohl fühlen und sich nicht (oder selten) über das Verhalten der Leute ärgern, schätzen auch die Sicherheit im Quartier und am Kottbusser Tor höher ein. Am Kottbusser Tor konzentrieren sich auch die als unsicher wahrgenommenen Orte. Dabei überlappen sich die Laden- und Gastronomienutzung und die „unsicheren Orte“ sichtbar.
- Vergleich zu anderen Gebieten: Das Image des Kottbusser Tors als „gefährlicher Ort“ wird nicht von allen Befragten geteilt. Eine leichte Mehrheit (57 %) findet das Quartier um das Kottbusser Tor genauso sicher oder sicherer als andere Quartiere. Das Kottbusser Tor selbst finden nur 37 % genauso sicher oder sicherer als andere Orte in der Stadt.
- Vergleich zu anderen Zeiten: Eine Mehrheit (58 %) schätzt die Sicherheit genauso hoch oder höher ein als vor zehn Jahren. Die Bewertung der Sicherheit fällt dabei positiver aus als die Einschätzung, ob es mehr Straftaten am Kottbusser Tor gibt als vor zehn Jahren.
- Situationen, die das Sicherheitsempfinden beeinflussen: Sorgen um Unordnung hängen mit Sicherheitsempfinden zusammen: Menschen, die dies schlimm finden, registrieren es häufiger und fühlen sich weniger sicher. Die Sorgen um Unordnung hängen wiederum mit der Wohndauer im Quartier und dem Einkommen zusammen: Menschen, die länger im Quartier wohnen und ein höheres Einkommen haben, machen sich mehr Sorgen um Unordnung. Dreck und Müll stört die Anwohner*innen. Menschen, die sich Sorgen um Unordnung machen, haben ein geringeres allgemeines Vertrauen als Menschen, die diese Sorgen nicht teilen.
- Situationen, die das Sicherheitsempfinden beeinflussen: fast alle Menschen machten sich über rassistische und sexistische und LGBTQ-bezogene Anfeindungen und verachtendes Verhalten (große) Sorgen. Zugleich meinten viele, dass sich diese Handlungen im Quartier um das Kottbusser Tor deutlich weniger oft ereignen als in anderen Gebieten. Mit etwas Abstand folgen „undisziplinierte Autofahrer*innen“ sowie „Dreck und Müll“ (jeweils ca. 80 %). Deutlich geringer machten sich Menschen Sorgen wegen Graffitis und Jugendlichen (18,6 % und 18,4 %). Die Einschätzung, es gäbe „viele Menschen im Quartier, die dort nicht wohnen“, hat einen negativen Einfluss auf das Sicherheitsempfinden und zeigt, dass Sicherheitserfahrung von der Frage abhängen kann, ob ich die Menschen und ihre Handlungen an einem Ort einschätzen kann.

4 Kennen und Komfortzone: Vertraute Öffentlichkeit

Wer einen Kiez intensiv nutzt, entwickelt ein besseres Gespür dafür, was los ist, als jemand, der nur mal beiläufig durch die Gegend zieht. Dies muss nicht unbedingt dazu führen, dass man die Nachbarschaft nur positiv bewertet. Es kann sehr wohl sein, dass gerade Intensivnutzer*innen bestimmtes nicht-konformes Verhalten stärker wahrnehmen, einfach weil sie öfter in dem Quartier unterwegs sind. Es kann schließlich sein, dass die objektiven Risiken, dass etwas Negatives passiert, an einem Hotspot größer sind. Wir haben auch gesehen, dass Anwohner*innen zwar Dreck, Müll und Drogen negativ empfinden, aber ihr Quartier hinsichtlich der Toleranz gegenüber sexueller Orientierung und ethnischer Diversität besser finden als andere Orte in der Stadt. Sie schätzen ja, dass sie sich in ihrem Kiez weniger Sorgen um Feindlichkeit als anderswo machen müssen. Es sind also nur *bestimmte* Sorgen, die in diesem Quartier größer sind. Aus Kapitel 2 wissen wir schon, dass Menschen mit negativen Erfahrungen im Quartier die Sicherheitslage niedriger einschätzten.¹ Die Erlebnisse, die wir mit konkreten Orten verbinden, haben offenbar – wenig überraschend – einen Einfluss darauf, wie wir sie wahrnehmen.

Aber *wie* erfahren Menschen, wenn sie am „Kotti“ entlang gehen, Sicherheit? Warum macht es etwas aus, ob sie Läden und Gastronomie vor Ort nutzen oder U-Bahn fahren? Diese praktische Quartiersnutzung oder der lokale Anteil unserer Alltagsroutinen (Blokland 2003: 15f.) steht, so werden wir hier sehen, in Verbindung mit *vertrauter Öffentlichkeit*. Damit ist gemeint, dass wir Menschen nicht unbedingt gut kennen müssen, um uns sicher und komfortabel im öffentlichen Raum zu bewegen. Es reicht das Erkennen, also dass wir für andere vom Sehen her bekannte Gesichter sind, dass wir im Vorbeigehen Menschen treffen, die uns bekannt sind, oder einfach mal mit Fremden plaudern.

Das Konzept der *public familiarity* („vertraute Öffentlichkeit“) geht auf den US-amerikanischen Soziologen Claude Fischer (1982: 61–62) zurück und beschreibt das Entstehen von Vertrautheit und Zugehörigkeit aus unbestimmten aber wiederkehrenden Begegnungen und kurzen Interaktionen mit anderen. Es ist ein Prozess des „Wiedererkennens und Wiedererkanntwerdens in öffentlichen Räumen“ (*both recognizing and being recognized in local spaces*) (Blokland/Nast 2014: 1142). Es ist ein fluider sozialer Prozess, kein festes Merkmal eines bestimmten Ortes. Fischer (1982: 61–62) warnte, dass das, was er „public familiarity“ nannte, oft mit privater Intimität vermischt wird, und „publike Anonymität“ mit privater Entfremdung. Aber der freundliche Passant auf der Straße, so Fischer (1982), sagt nichts darüber, ob er viele Freunde hat, und auch der nicht-engagierte Fahrgast in der Bahn kann ein blühendes Sozialleben haben (*ibid.*). Unsere Netzwerke von Menschen, die wir namentlich kennen, die wir als Freunde ansehen, die zu unserer Familie gehören oder mit denen wir täglich arbeiten, sind ganz

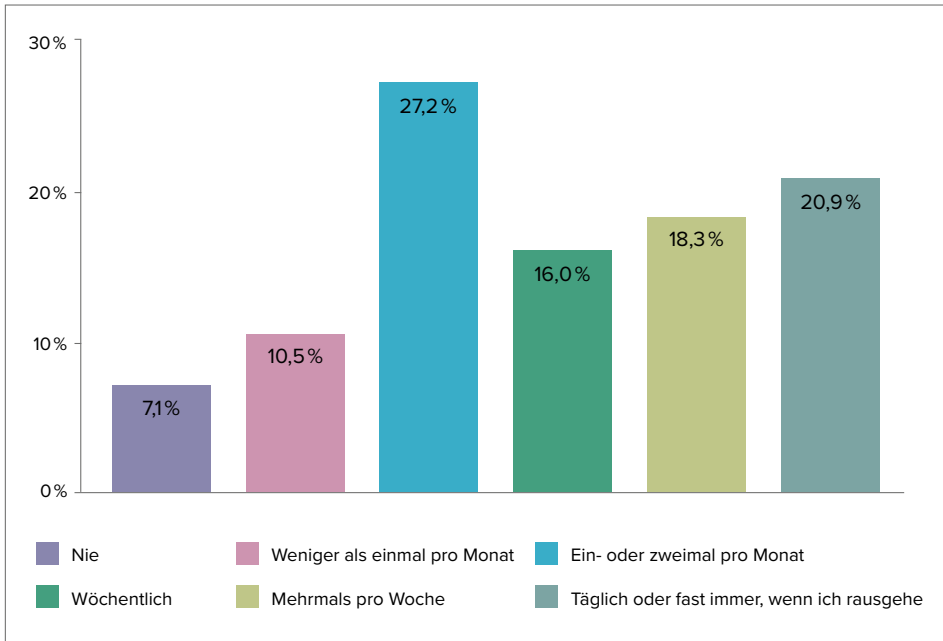


Abbildung 4.1 Häufigkeit von Begegnungen mit Bekannten am Kottbusser Tor

andere Typen von sozialen Beziehungen als die mit Menschen, mit denen wir in Abhängigkeit leben, da sie neben, unter oder über uns wohnen, da sie unsere Postpakete annehmen oder unsere Fächer in dem Supermarkt auffüllen. Letztere sind aber für öffentliche Vertrautheit relevant. Wo solche vertraute Öffentlichkeit hergestellt ist, so zeigt dieses Kapitel, bewerten Menschen Sicherheit in dem Quartier auch positiver.

Nutzung und Begegnungen im öffentlichen Raum

Wer oft den öffentlichen Raum nutzt, hat natürlich eine höhere Wahrscheinlichkeit, dort auch mal Menschen zu begegnen, die er oder sie von woanders schon kennt, zum Beispiel von der Arbeit, Schule oder Ausbildung, vom Sportverein oder da sie Freunde von Freunden sind. Fast die Hälfte der Befragten begegnete häufig oder sogar immer beim Vorbeigehen am Kottbusser Tor jemanden, den sie schon von irgendwo anders her kannten. Nur bei 15 Menschen passierte das nie. Dass es hier grundsätzlich um Bekannte geht, die nicht Familie oder Freunde sind, belegt, dass 82,5% überhaupt keine Familie in der Gegend haben.² Der Anteil der Freunde,³ die in dem Quartier wohnen, lag im Durchschnitt bei 24%. Beziehungen mit Freunden und Familie sind persönlich und dauerhaft. Sie formen das Netzwerk von Menschen, die sie beim Namen kennen, auf die sie sich oftmals verlassen können, die sie anrufen können und bei denen sie sich zurückmelden können. Diese Menschen können überall wohnen. Wie die Zahlen zei-

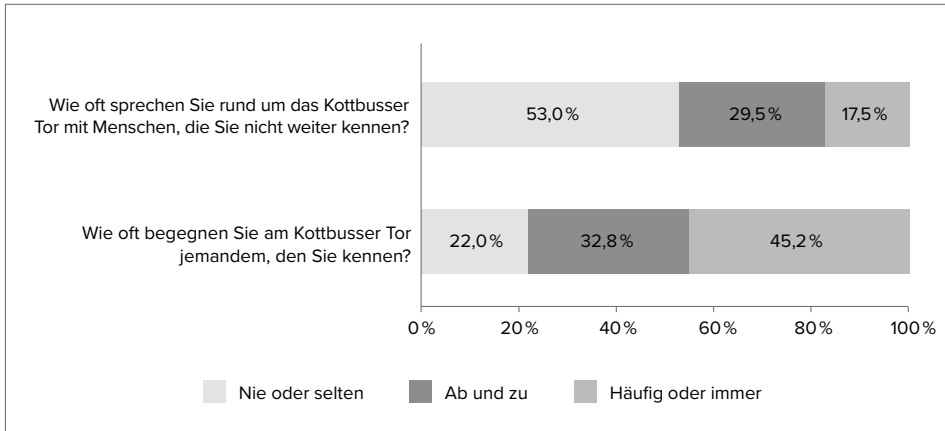


Abbildung 4.3 Übersicht fluide Begegnungen

gen, spielt die Nachbarschaft dafür keine große Rolle. Aber so richtig ohne Netzwerk ist man in der Nachbarschaft auch nicht. Nur 8,9% der Befragten haben gar keine Freunde oder Familie in dem Quartier.

Soziolog*innen sehen oft in solchen relativ stabilen Netzwerken von Menschen eine wichtige soziale Bedeutung der Nachbarschaft. Dabei haben sie vielleicht Freunde und Familie etwas überbewertet und anderen Begegnungen zu wenig Aufmerksamkeit gegeben (Blokland 2017, Blokland & Nast 2014). Es sind nicht so sehr die festen lokalen Freundschaften, die die Nachbarschaft zur Komfortzone machen, in der wir uns sicher fühlen, sondern vor allem die kurzen und flüchtigen Alltagskontakte und Begegnungen, die als Nebenprodukt unserer alltäglichen Routinen immer wieder kommen und gehen. Wenn wir in unserem Wohnumfeld Bekannten begegnen, die wir nicht zu unserem Freundeskreis rechnen, wenn die Bäckerin die Brötchen schon eintütet, bevor wir bestellt haben oder der Kellner das Glas Grauburgunder schon hinstellt, weil er weiß, dass wir diesen immer trinken, dann hat auch das für unsere Erfahrung unseres Umfelds in der Stadt eine Bedeutung. Diese Bedeutung wirkt der These entgegen, dass in der Stadt alles anonym ist und jeder für sich lebt. Wenn Menschen also andere auf der Straße treffen, die sie von woanders kennen, können das auch der Bäcker, der alte Schulkamerad oder eine Kollegin sein. Abbildung 4.1 zeigt die Häufigkeit von solchen Treffen.

Da sind die Kreuzberger*innen am Kottbusser Tor gut aufgehoben. Recht viele Menschen hatten solche fluiden Begegnungen (siehe auch Blokland 2017). Abbildungen 4.2 (→ S. 120) und 4.3 fassen die Frequenzen der lokalen Netzwerke und fluiden Begegnungen zusammen. Gender, Alter, Arbeitssituation, Bildung und Wohndauer beeinflussen nicht, ob man Bekannte trifft. Nur die Bildung, also ob man in Ausbildung ist oder ein mittleres Bildungsniveau hat, und die Anzahl der Freunde in der Gegend, hat einen signifikanten Einfluss darauf, ob man sich mit Fremden unterhält oder Bekannte auf der Straße trifft.⁴

Vertraute Öffentlichkeit

Menschen, die wir vielleicht immer mal wiedersehen, treffen wir oftmals in einer bestimmten, transaktionellen Rolle. Beim Bäcker kann ich zwar quatschen, aber zahlen muss ich trotzdem, und der Bäcker quatscht nicht nur mit mir. Kurz gesagt: unsere Orientierungen in der Art der sozialen Beziehungen liegen weit auseinander und ein großes Missverständnis ist, dass Nachbar*innen einen Typus Beziehung darstellen, so wie „Freunde“ oder „Familie“ das tun (Blokland 2003; siehe vor allem auch Bulmer 1986). Das einzige, das Nachbar*innen unterschiedlich macht, ist, dass sie über, unter oder neben uns wohnen, oder sogar in dem nächsten Block. Nachbar*innen werden *nicht* durch soziale Bedeutung definiert, sondern durch die Nähe zu ihrem Wohnort. Alles was wir sozial an Nachbarschaftsbeziehungen und dann gemeinsam als Nachbarschaft oder „Hausgemeinschaft“ herstellen, ist genau das: sozial konstruiert in den Interaktionen und Geschichten, die sie in sich tragen.⁵

Erfahrung der Vertrautheit entsteht nicht (alleine) durch besonders freundliche oder positive Kontakte zu den Nachbar*innen, sondern durch die einfache gegenseitige Wahrnehmung. Die Trinkergruppe vor dem Spätkauf, der alte Mann, der in Hausschuhen zum Rauchen vor die Haustür kommt und mit keinem spricht, und die grummelige alte Mieterin im Erdgeschoss, die immer schimpft, wenn die Fahrräder vor ihrem Fenster abgeschlossen werden – sie alle können die Erfahrung einer vertrauten Öffentlichkeit hervorbringen.

Wir haben vertraute Öffentlichkeit mit Fragen zu verschiedenen Situationen erfasst, die wir zu einem Indikator zusammengeführt haben: a) wie häufig sich die Befragten mit Menschen auf der Straße unterhalten, die zwar in ihrem Quartier wohnen, die sie aber nicht näher kennen; b) wie häufig sie Menschen begegnen, die sie von woanders her kennen. Bezogen auf das Kottbusser Tor haben wir zusätzlich die Frage nach dem „Wiedererkanntwerden“ durch andere aufgenommen: „Gibt es Betreiber von Läden, Cafés, Kneipen, Imbissen am Kottbusser Tor, für die Sie ein bekanntes Gesicht sind?“. Durch die Zusammenführung der drei Einzel-Variablen haben wir auch für das Kottbusser einen vertraute Öffentlichkeit-Index gebildet. Die vertraute Öffentlichkeit am Kottbusser Tor ist deutlich stärker ausgeprägt als im Quartier.

Zusätzlich zu den beiden gebietsbezogenen vertraute Öffentlichkeit-Indexen, haben wir auch noch einen übergreifenden Gesamt-Index generiert (siehe Abbildung 4.4).

Vertraute Öffentlichkeit im Quartier und am Kottbusser Tor hängen deutlichen zusammen.⁶ Menschen, die häufig mit unbekanntem Nachbar*innen im Quartier sprechen und Bekannten aus anderen Kontexten häufig zufällig begegnen, tun dies auch am Kottbusser Tor – und umgekehrt. Die vertraute Öffentlichkeit im Quartier hat jeweils einen signifikanten, geringen Einfluss auf das Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor und im Quartier.⁷ Auch der Gesamt-Index vertraute Öffentlichkeit hat einen signifikanten, geringen Einfluss auf das Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor.⁸ Die Auswertung einer Regressionsanalyse zur Erklärung des Sicherheitsempfindens am Kottbusser Tor zeigt, dass der vertraute Öffentlichkeit-Index einen signifikanten statisti-

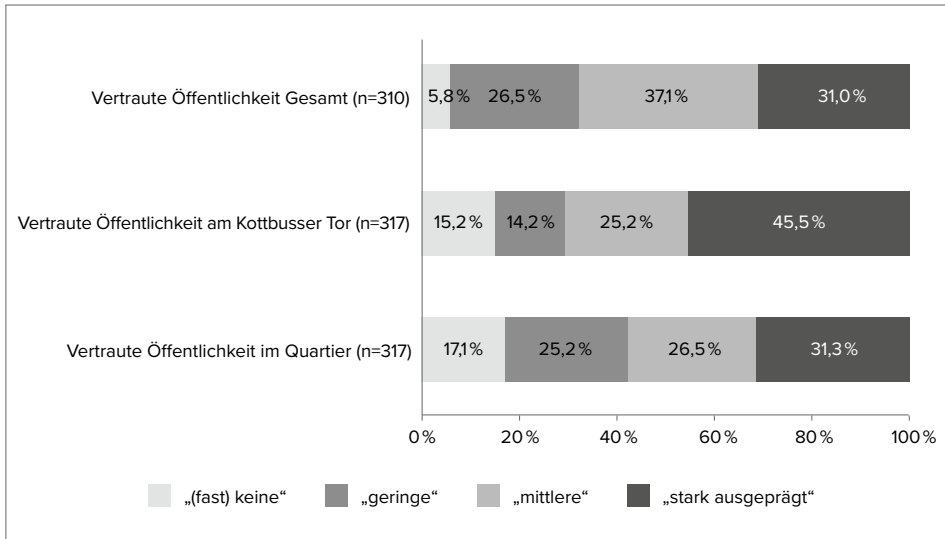


Abbildung 4.4 Vertraute Öffentlichkeit am Kottbusser Tor und im Quartier

schen Zusammenhang aufweist.⁹ Die Viktimisierungserfahrungen hingegen, auch unter der Kontrolle für vertraute Öffentlichkeit, haben keinen signifikanten Einfluss auf das Sicherheitsempfinden, weder im Quartier noch am Kottbusser Tor.

Die Nutzungsvielfalt bietet offenbar positive Chancen für den „Kotti“, da sie die Infrastruktur für Begegnungen bietet. Es ging ja nicht um irgendwelche Läden, sondern um feste Läden, und um das „Erkanntwerden“ durch Ladenbesitzer*innen. Das wirkte sich positiv auf das Sicherheitsempfinden aus. In der Öffentlichkeit Bekannten und Unbekannten zu begegnen, trug, wie wir gesehen haben, ebenfalls positiv zum Sicherheitsempfinden bei. Man wohnt halt zwischen Dreck und Drogen, aber dazwischen spielt sich ein soziales Miteinander ab, dass für die Menschen, die daran aktiv teilhaben, positiv mit ihrem Sicherheitsempfinden zusammenhängt.¹⁰

Für die Nutzer*innen des „Kottis“, die dort auch wohnen, bestehen offenbar inmitten von Kreisen von zum Beispiel Drogendealer*innen und ihren Kund*innen, düsteren Casino-Geschäften oder feiernden Besuchergruppen zweierlei Form von Bezügen: sowohl ein – wenn auch schwaches – Gewebe von geknoteten Beziehungen zwischen Freund*innen und Familie, als auch locker gewobene Fäden zwischen Bewohner*innen, Bekannten aus anderen Kontexten und Betreiber*innen von Geschäften.

Zusammenfassung

Wie wirkt sich die Nutzung von kleinen Läden und Gastronomien auf das Sicherheitsempfinden aus? Welche Bedeutung haben Begegnungen für das Sicherheitsempfinden? Wie wirkt sich die vertraute Öffentlichkeit auf das Sicherheitsempfinden aus?

- Das Kottbusser Tor ist ein Ort der Begegnungen: 53 % werden von Betreiber*innen begrüßt oder ins Gespräch verwickelt. Fast die Hälfte aller Befragten begegnet am Kottbusser Tor „häufig“ oder „immer“ bereits Bekannten (die nicht nur zur Familie gehören – 82,5 % haben keine Familie in der Gegend, aber nur 8,9 % haben keine Familie und keine Freunde im Quartier). Menschen mit mittlerem Abschluss und ein bis fünf Freunden im Gebiet sprechen auch häufiger mit Bekannten, die nicht zur Familie oder dem Freundeskreis gehören.
- Vertraute Öffentlichkeit: Begegnungen mit Bekannten, Gespräche mit Unbekannten und das Wiedererkanntwerden durch Ladenbesitzer*innen formen zusammen den Index „vertraute Öffentlichkeit“, der sich signifikant und deutlich positiv auf das Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor und im Quartier auswirkt (und dabei ein stärkeres Erklärungsgewicht hat als die Kriminalitätserfahrungen).

5 Hören, sehen und...? Vertrauen in soziale Kontrolle

Das soziale Gewebe zwischen Dreck und Drogen der Anwohner*innen, das wir mit vertrauter Öffentlichkeit beschrieben haben, sollte der Literatur nach auch informelle soziale Kontrolle fördern. Nach Jane Jacobs Idee der „Augen auf der Straße“ *wäre es ja so, dass* „anchored public characters“ (Jacobs 1961, zitiert nach Orum & Neal 2010: 28) wie ein Gemüsehändler oder eine Lotto-Ladenbesitzerin den *Bürgersteig im Blick* haben und, so ihre These, auch soziale Kontrolle ausüben, wenn irgendetwas nicht stimmt:

„Ladenbesitzer und andere Kleinunternehmen sind in der Regel selbst starke Befürworter von Frieden und Ordnung; sie hassen zerbrochene Fenster und Überfälle; sie haben Kunden, die wegen ihrer Sicherheit nervös sind. Sie sind großartige Straßenbeobachter und Wächter des Bürgersteigs, wenn sie in ausreichender Zahl anwesend sind“ (Jacobs 1961, zitiert nach Orum & Neal 2010: 23, Übers. d. Verf.)

Ferner bringt nach Jacobs die Nutzungsvielfalt die Menschen auf die Straße, wovon auch soziale Kontrolle ausgehen kann. In diesem Kapitel fragen wir uns, ob Menschen, die stärkere Erwartungen an solche soziale Kontrolle haben, sich auch sicherer fühlen. Zudem schauen wir uns an, ob die vertraute Öffentlichkeit aus Kapitel 4 diese Erwartungen stärkt. Wir unterscheiden dabei zwischen formellen und informellen Formen der sozialen Kontrolle.

Formelle versus informelle soziale Kontrolle

Ist das Kottbusser Tor ein gefährlicher Ort, dann würde man auf Grundlage der Fachliteratur vermuten, dass die Anwohner*innen sich resignierend verhalten bezüglich der Fragen, wie sie ihren eigenen Ort nutzen (Meidung), wie sie sich mit anderen verbinden (Verlust an sozialen Beziehungen, niedriges Vertrauen in andere Anwohner*innen) und wie sich ihre Identifikation mit ihrem Wohnumfeld entwickelt (schwaches Verbundenheitsgefühl mit dem Umfeld) (Bellair 1997; Skogan 1990). Sie würden sozusagen ihren Wohnort an die negativen Kräfte verlieren: an Kriminelle, Asoziale, gesellschaftlich Ausrangierte, Aggressive, Trinkende, Drogenabhängige und alle, die sonst mit solcher Art der Klassifizierung imaginiert werden. Es ist aber auch möglich, dass Anwohner*innen zwar wissen, dass der „Kotti“ von Kriminalität belastet ist, dies aber nicht als ein (wachsendes) Problem für ihren Alltag sehen. Vielleicht sehen sie sogar die Probleme, aber vertrauen trotzdem in ihrem Alltag darauf, dass wenn ihnen etwas passiert, andere für sie da sein werden. In dem Fall würde die soziale Kontrolle den Unterschied zwischen Erfahrungen und Empfinden maßgeblich prägen. Es ist ja möglich, dass der versuchte Raub mich nicht verunsichert, wenn sofortige Hilfe von allen Seiten da ist. Wir müssen also herausfinden, welchen Einfluss soziale Kontrolle auf das Sicherheitsempfinden hat.

Wie definieren wir soziale Kontrolle? In den 1950er und 1960er Jahren fragten Soziolog*innen sich vor allem, wie soziale Kontrolle für gesellschaftliche Stabilität sorgen kann (Parsons 1949: 463–467), und wie Gruppendruck Konformität an Normen hervorbringt (Merton 1968: 384–357; Coser 1956: 51). Von Merkmalen des sozialen Systems hat es sich dann in unterschiedliche Richtungen entwickelt: erstens als gesellschaftlicher Druck der internalisierten Überwachung und *Governance* (Foucault 1977, 2006) oder Staatsgewalt im Hauptfokus (Belina 2006); zweitens als eine Perspektive, die primär die Rolle der Sozialisierung von Individuen in dominanten gesellschaftlichen Strukturen betont (Wehrheim 2002: 17–66). Andere nutzen den Begriff der sozialen Kontrolle vor allem für die Frage, wie das Zusammenleben im öffentlichen Raum durch Beaufsichtigung und (wo möglich) dem Eingreifen, wenn Mitmenschen in Probleme geraten, gestaltet werden kann. Dabei wird auch hinterfragt, wann diese Prozesse an ihre Grenzen stoßen (Nisbet 1970: 232–33; Body-Gendrot 2000; Newman 1996: 2). Diesen letzten Ansatz verfolgen wir hier. Solche Aufsicht kann formell sein (Polizei), funktional (Schaffner, Fahrscheinkontrollleurin) oder informell (zum Beispiel: auf die Wohnung einer Nachbarin achten, wenn sie im Urlaub ist).

Formelle Kontrolle: Sicherheit und die Polizei

Wie wir uns auf der Straße fühlen, mag mit dem verbunden sein, wie wir Geschehnisse, die rund um uns passieren, erfahren. Beeinflusst die Wahrnehmung der Polizei das Sicherheitsempfinden? Wir haben die Meinungen über Polizei am Kottbusser Tor mit sieben Fragen gemessen. Abbildung 5.1 (→ S. 120) zeigt, wieviel Prozent der Befragten den Aussagen (völlig) zustimmte, teils/teils oder (gar) nicht.

Auch hier liegen wieder zwei Faktoren unter den Items: die, die das „Tun“ der Polizei ansprechen („mehr Polizei Präsenz nötig“, „Polizei tut zu wenig gegen Kriminalität“), und die Items, die ihr Auftreten ansprechen („gut auf Probleme reagieren“, „Ordnung in Stande halten können“, „angemessen mit Menschen umgehen“). Die „Ordnung in Stande halten können“ ist leider ein etwas schwieriges Item für die Interpretation. Es misst offenbar nicht, ob Menschen die Effektivität der Polizei schätzen, sondern eher, ob man überhaupt meint, die Ordnung sei von der Polizei abhängig. Das scheint hier eher nicht der Fall zu sein.

Da eigene mögliche Erfahrungen mit der Polizei solche Einschätzungen prägen, haben wir gefragt, ob unsere Interviewpartner*innen selbst schon mal festgenommen (11 %) oder auch nur auf Personalia kontrolliert wurden (21 %). Ihre Bewertung der Polizei war anders als die Bewertung von Menschen, die selbst nie festgenommen oder kontrolliert wurden und auch keine Verwandten hatten, denen das passiert ist. Einfluss auf das Sicherheitsempfinden hat die gesamte Polizeierfahrung nicht. Nur wer kontrolliert worden ist, bewertet die Sicherheit im Quartier (aber *nicht* am Kottbusser Tor) etwas niedriger.¹ Ob dies eine *Folge* des Polizeiauftritts ist, lässt sich mit unseren Daten jedoch nicht sagen.

In unserer Stichprobe waren Männer² und Menschen ohne Abschluss³ signifikant öfter direkt von Polizeiauftritten berührt (entweder selbst oder da sie einen Verwandten

hatten, der oder die festgenommen oder kontrolliert wurde). Wir fanden in den bivariaten Analysen keinen Effekt von der Zuschreibung als Nicht-Deutsch⁴ oder Selbstzuschreibung als Nicht-Deutsch.⁵ Mit anderen Worten: in unserer Stichprobe wurden Menschen, die von anderen als Menschen „mit Migrationshintergrund“ gesehen werden, nicht häufiger von der Polizei kontrolliert und/oder sie kannten auch nicht häufiger Menschen, die festgenommen wurden: 26,2 % von den als „Deutsch“ betrachteten wurden kontrolliert, festgenommen oder beides oder hatten Verwandten mit dieser Erfahrung und 26,1 % von den Menschen, die sagten, sie werden als „Nicht-Deutsche“ gesehen.

Auffallend ist nur, dass Menschen, die mit der Polizei zu tun hatten, besonders stark ausgeprägte Meinungen haben, die aber nicht bei allen Items nur in negative Richtungen gehen. Sie stimmen nicht nur weniger zu, dass die Polizei Problemen, die für Bewohner*innen wichtig sind, nicht genug Aufmerksamkeit schenkt (50,9 % vs. 37,6 %), sondern auch, dass dies der Fall sei (30,9 % vs. 27 %). Dass die Polizei gut auf Probleme im Quartier reagiert, wird aber von Menschen, die hier wiederum mit der Polizei zu tun hatten, breit abgelehnt. Keine Unterschiede gibt es in den Ansichten, dass die Polizei sich nicht allen Menschen gegenüber gleich verhält, dass sie mehr Präsenz zeigen soll oder, dass sie nicht im Stande ist, die Ordnung im Quartier aufrecht zu erhalten. Diese Punkte sehen Anwohner*innen gleich, unabhängig davon, ob sie oder Verwandte schon mal Polizeikontakt hatten. Die Personen mit entsprechenden Polizeierfahrungen meinten mit viel größerer Wahrscheinlichkeit, dass der Umgang mit der Polizei im Allgemeinen nicht angemessen war: von den Menschen ohne Polizeierfahrung stimmten 60,1 % zu und nur 16 % nicht; bei den Menschen mit Polizeierfahrung gab es 40 % Zustimmung und 34,6 % Ablehnung.

Menschen, die der Meinung waren, dass die Polizei ihre Arbeit gut macht – und nicht der Meinung waren, dass mehr Polizeipräsenz nötig ist oder zu wenig gegen Kriminalität getan wird – beurteilten die Sicherheit am Kottbusser Tor besser als die, die mehr Polizeieinsatz für gut hielten. Genauso war das auch bezüglich der Sicherheit im Quartier.⁶ Außerdem waren Menschen, die mit der Polizei in der Gegend zufrieden waren, auch seltener der Meinung, dass der „Kotti“ weniger sicher wäre als andere Orte in der Stadt.⁷ Schauen wir uns das ganz genau für die einzelnen Fragen an, dann zeigt sich, dass ein höheres Polizeibedürfnis im Quartier und die Überzeugung, dass die Polizei zu wenig in dem Quartier macht, mit niedrigeren Sicherheitsbewertungen am Kottbusser Tor und in dem Quartier zusammenhängen.⁸ Auch das Sicherheitsempfinden und die Frage, ob die Polizei im Stande ist, Ordnung in dem Quartier aufrecht zu erhalten, zeigen dieses Bild: niedrigere Sicherheitsbewertungen kommen mit weniger Zustimmung, am Kottbusser Tor und im Quartier.⁹ Keinen Effekt auf das Sicherheitsempfinden hat die Frage, ob die Polizei alle Menschen gleich behandelt.

Heißt das jetzt, da es einen Zusammenhang zwischen den Meinungen gibt, dass es nicht genügend Polizei vor Ort gibt und dass die Polizei die Lage nicht im Griff hat; dass mehr Polizei das Sicherheitsempfinden steigern würde? Das wäre eine einfache Lösung. Hier sind die einfachen Frequenzen nochmal relevant! Wie in Abbildung 5.1 zusammengefasst, finden 46,4 % der Befragten nämlich *nicht*, dass die Polizei mehr Prä-

senz zeigen sollte, und 42,8 % finden nicht, die Polizei macht zu wenig gegen Kriminalität. Mit 37,5 % findet sich auch keine Mehrheit für die Meinung, dass die Polizei die Ordnung nicht handhaben kann. Mit den Problemen, die es offensichtlich auch mit der Polizei gibt, ist der einfache Ansatz nach mehr Polizei keine eindeutige Lösung, auch wenn politisch vielleicht dafür geworben wird. Gute Anknüpfungspunkte liegen eher in dem Ergebnis, dass mehr als 40 % meinen, die Polizei schenkt den Problemen, die Anwohner*innen wichtig sind, nicht genügend Aufmerksamkeit. Ebenfalls interessant in dieser Hinsicht ist die Zustimmung von fast der Hälfte, dass die Polizei sich nicht allen Menschen gegenüber gleich verhält. Man könnte das Zusammenspiel von formeller und informeller Kontrolle stärken, wenn man sich genauer anschauen würde, welche Probleme nach der Meinung dieser Menschen die Polizei wohl ernster nehmen sollte. In der aktuellen Debatte seit George Floyds Tod ist der Gedanke auch stärker präsent, dass die Polizei nicht unbedingt Sicherheit vermittelt, und dass man vielleicht auf andere Formen von Aufsicht setzen sollte, die eher von der lokalen Gemeinschaft und ihrer kollektiven Kraft (*collective efficacy*) ausgeht, und bei der wir weniger in Richtung Staat schauen.

Soziale Kontrolle zwischen Anwohner*innen

Mehr als formelle Polizeikontrolle interessiert uns hier die informelle Aufsicht – wobei Aufsicht vielleicht nicht das richtige Wort ist. Es geht nicht um Bevormundung, sondern eher um das Handeln in Bezug auf eine gemeinsame Verantwortlichkeit, zum Beispiel indem man sich gegenseitig hilft und vor bösen Ereignissen schützt, oder in Notfällen einspringt. Aufsicht betrifft aber auch das Korrigieren von anderen hinsichtlich ihrer Verhaltensweisen, die man nicht „normal“ findet – was normal und nicht normal ist, hat ja in unserer Alltagssprache eine normative Deutung. Hacking (1990: 169, zitiert in Misztal 2001:313) nannte „Normalität“ das „kräftigste ideologische Werkzeug des Jahrhunderts“. Misztal (2001: 313) sieht zwar die Probleme eines Normalitätsbegriffs, aber argumentiert trotzdem – mit Hilfe der soziologisch-interaktionistischen Arbeit von Goffman und Garfinkel¹⁰ –, dass wir eine Erfahrung von Normalität brauchen, *für ein Gefühl der Kontinuität und um unser Vermögen zu stärken, Ereignisse in der Zukunft einzuschätzen. Was wir normal finden oder auch nicht hängt also* damit zusammen, wie oft wir bestimmte Erfahrungen machen und ob wir das, was wir erfahren, in Übereinstimmung mit Normen und Regeln sehen oder nicht (Misztal 2001: 314). Es heißt nicht, dass wir etwas normal finden, weil es häufig passiert oder wir erwarten, dass es dem gleicht, was wir normativ normal finden:

„Mit anderen Worten: Unsere Wahrnehmung der kollektiven Ordnung als normal wird durch ein regelkonformes Verhalten gestützt, das unsere Welt berechenbar, verlässlich und lesbar macht. All diese Regeln stellen sicher, dass die Akteure die Erwartungen der anderen Akteure an ‚Dinge wie gewohnt‘ aufrechterhalten, was sie dazu veranlasst, eine solche Situation als normal zu beurteilen.“ (Misztal 2001: 313. Übers. d. Verf.).

Und, wie Jacobs (zitiert hier nach Orum & Neil 1961: 23) betont, muss solche Kontrolle überhaupt nicht einschränkend oder *düster* sein:

„Sicherheit auf den Straßen durch Aufsicht und gegenseitiges Überwachen der anderen klingt düster, ist aber im wirklichen Leben nicht düster. Die Sicherheit auf den Straßen funktioniert am besten, am beiläufigsten und mit dem geringsten Anflug von Feindseligkeit oder Misstrauen genau dort, wo die Menschen die Straßen der Stadt freiwillig nutzen und am meisten Spaß daran haben und sich normalerweise am wenigsten bewusst sind, dass sie Überwachung leisten.“

Oscar Newman (1973: 78), zusammen mit Jane Jacobs vermutlich der einflussreichste Autor zu diesem Thema, beschreibt soziale Kontrolle als die Kapazität der *surveillance*, aber nicht im Sinne einer eher negativen ständigen Überwachung. Er argumentiert, dass die Möglichkeit, einen öffentlichen Raum überblicken zu können und zu wissen, dass andere Menschen uns auch im Blick haben, einen Effekt auf Ängste und Verunsicherungen städtischer Bewohner*innen hat. Das heißt nicht, dass man befürchtet, selbst kontrolliert zu werden oder gesellschaftlich dominanten Verhaltensweisen folgen zu müssen (ein impliziter Druck der rasenmähenden Berliner*innen in manchen eher suburbanen Nachbarschaften vielleicht?), auch wenn dies teilweise logisch damit einhergeht. Es heißt vielmehr, dass man denkt, sein Umfeld sei sicher, da Nachbar*innen und Passant*innen, sofern etwas passiert, das mitbekommen – und sich dementsprechend unterstützend verhalten werden. Newman stellte aber auch fest, dass es keinen Automatismus gibt, dass jemand etwas tut, wenn er oder sie etwas sieht.

In der öffentlichen Debatte und in der Forschung besteht viel Interesse an der Frage, ob Menschen selbst eingreifen würden, wenn nötig. Wie entscheiden Menschen, ob sie in einem Notfall anderen helfen oder nicht? Die Anwesenheit von anderen Menschen, so zeigen frühe sozial-psychologische Experimente von Darley und Latané (1968), kann das eigene Handeln beschränken. Nach dem Mord auf Kitty Genovese vor 50 Jahren, bei dem angeblich mehr als 30 Menschen Zeugen ihres Mordes waren, aber nicht zu Hilfe eilten, haben viele Psychologen diese „Zuschauer-These“ (bystander effect, Darley & Latané 1968; Milgram 1970) untersucht, und wichtige Voraussetzungen ausgearbeitet, die die Wahrscheinlichkeit beeinflussen, dass Menschen helfen (McMillen et al. 1977; Darley & Batson 1973; Moriarty 1975). Für Sicherheitserfahrung und soziale Kontrolle ist es aber nicht so interessant, was Menschen selbst tun würden. Viel wichtiger ist, was wir *erwarten*, dass andere Menschen tun *würden*, *falls* irgendetwas passiert.

Wir überprüften die Erwartungen von Hilfsbereitschaft unter der Bewohnerschaft, indem wir den Befragten zwei fiktive Szenarien für das Kottbusser Tor schilderten und drei für ihr Wohnumfeld, verbunden mit der Frage, ob sie glauben, dass jemand eingreifen würde.¹ Die Abbildungen 5.2 und 5.3 zeigen die Ergebnisse. So gaben über 95 % der Befragten an, dass Passanten im Falle, dass eine alte Dame auf der Straße zusammenbricht, sowohl direkt helfen als auch den Notruf wählen würden. Anders verhält es sich jedoch beim Szenario, wenn eine Person unter offensichtlichem Alkohol- oder Drogeneinfluss umkippen würde. Da sind die Antworten recht ausgeglichen differenziert: jeweils ungefähr ein Drittel glaubt: Passanten würden direkt helfen und den Notruf wählen (33 %) bzw. nur den Notruf wählen (36 %) bzw. gar nichts tun (31 %). Wir finden keinen Zusammenhang zwischen der Frage, wer Hilfe am Kottbusser Tor erwarten kann, und dem Sicherheitsempfinden.

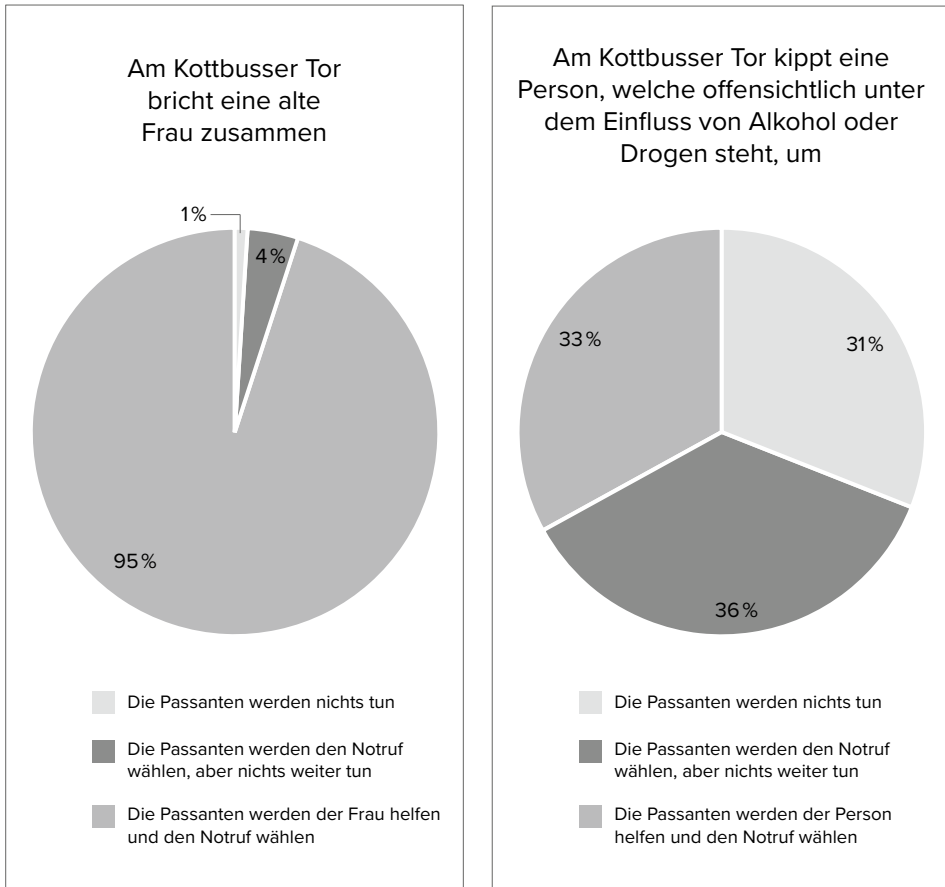


Abbildung 5.2 Erwartungen an die Hilfsbereitschaft der Anwohner*innen

Anders ist dies bei der Überlegung, ob man selbst Hilfe bei Einbruch oder Bedrohung erwartet oder meint, dass andere Menschen einschreiten würden: dann zeigt sich ein schwacher, aber signifikant positiver Zusammenhang mit dem Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor und im Quartier. Informelle soziale Kontrolle funktioniert für diese Beteiligten also positiv.¹²

Weil dies die potenzielle soziale Kontrolle misst, haben wir auch erkundet, welche Erfahrungen Kreuzberger*innen mit ihren Nachbar*innen gemacht haben. Haben sie sich schon mal durch Anwohner*innen im Quartier belästigt gefühlt, und was haben sie in dem Fall dann gemacht? Haben sie selbst mit den Nachbar*innen gesprochen oder die Polizei gerufen? Abbildung 5.4 (→ S. 121) zeigt diese Zahlen. Abbildung 5.5 fasst diese Antworten hinsichtlich der offenen Frage, wovon man sich belästigt fühlte, zusammen.¹³ 65,8 % dieser Befragten hatten selbst die Nachbar*innen angesprochen, 33,3 % hatten die Polizei angerufen.

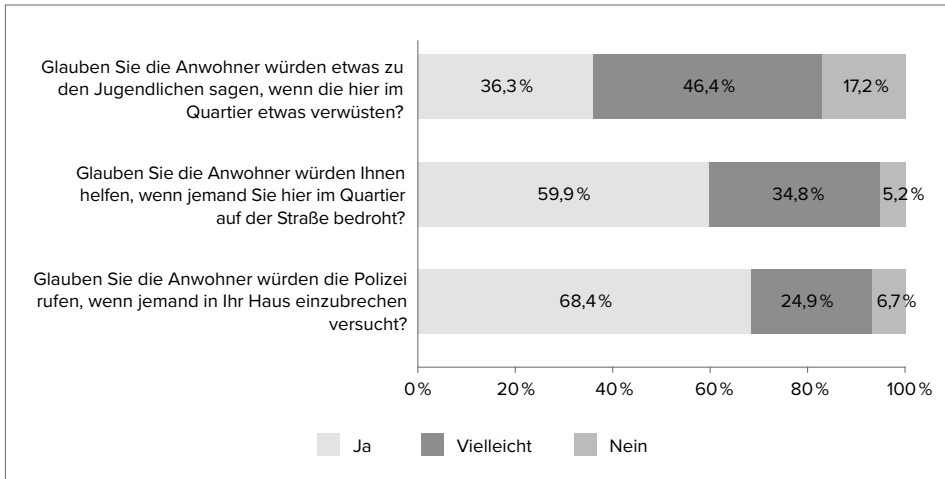


Abbildung 5.3 Soziale Kontrolle im Quartier

Fast Zweidrittel der Befragten waren offenbar in der Lage, selbst mit Nachbar*innen zu sprechen. Das ist ein Indikator dafür, dass man erwartet, dass Menschen sich gegenseitig anpassen. Dabei geht es über Ansprechen bei Lärm oder Verschmutzung hinaus. Auch bei Belästigungen in Verbindung mit Drogen und Alkoholkonsum sprechen die Kreuzberger*innen andere an. Der Anteil der Menschen, die die Polizei rufen, bleibt auch hier niedrig. Den statistischen Zusammenhang zwischen dem Polizeiruf bei solchen Nachbarschaftskonflikten und der Sicherheit im Quartier, und die Abwesenheit des jeweiligen Zusammenhangs zwischen „mit dem Nachbarn sprechen“ und der Sicherheit in dem Quartier kann man auf zwei Weisen interpretieren: Entweder war die Erfahrung so schlimm, dass man die Polizei rufen musste und wegen des entsprechenden Vorfalls auch verängstigt ist, oder man versteht die Nachbarschaft nicht als einen Ort, an dem man selbst wirksam sein kann und erwartet von der Polizei eine Konfliktlösung. Menschen, die schon mal die Polizei gerufen haben, weil sie sich von Anwohner*innen belästigt fühlten, sind öfter der Meinung, die Polizei soll mehr Präsenz zeigen.¹⁴

In sehr diversen Wohnumfeldern wie dem innerstädtischen Kottbusser Tor ist die Erfahrung des öffentlichen Raums natürlich nicht unbedingt für die Größe der Belastung aussagekräftig, wenn man wieder in die eigene Wohnung heimkehrt. Man kann manche Gründe für eine Bewertung der Sicherheit geben und damit ausdrücken, dass manche Verhaltensweisen manche Menschen verunsichern können, aber dass man selbst davon nicht betroffen ist. Dies ändert sich oftmals, wenn man in der eigenen Wohnung Belästigung erfährt. Vergleicht man jetzt, ob Menschen, die sich belästigt fühlten, auch die Sicherheit anders einschätzen, ist die Antwort: nein.¹⁵ Es ist für die Bewertung egal. Ob selbst oder mit Hilfe der Polizei: man war offenbar in der Lage, die Probleme so anzugehen, dass man sich deswegen im Durchschnitt nicht weniger sicher fühlen musste als Menschen, die nie Probleme mit den Nachbar*innen hatten.

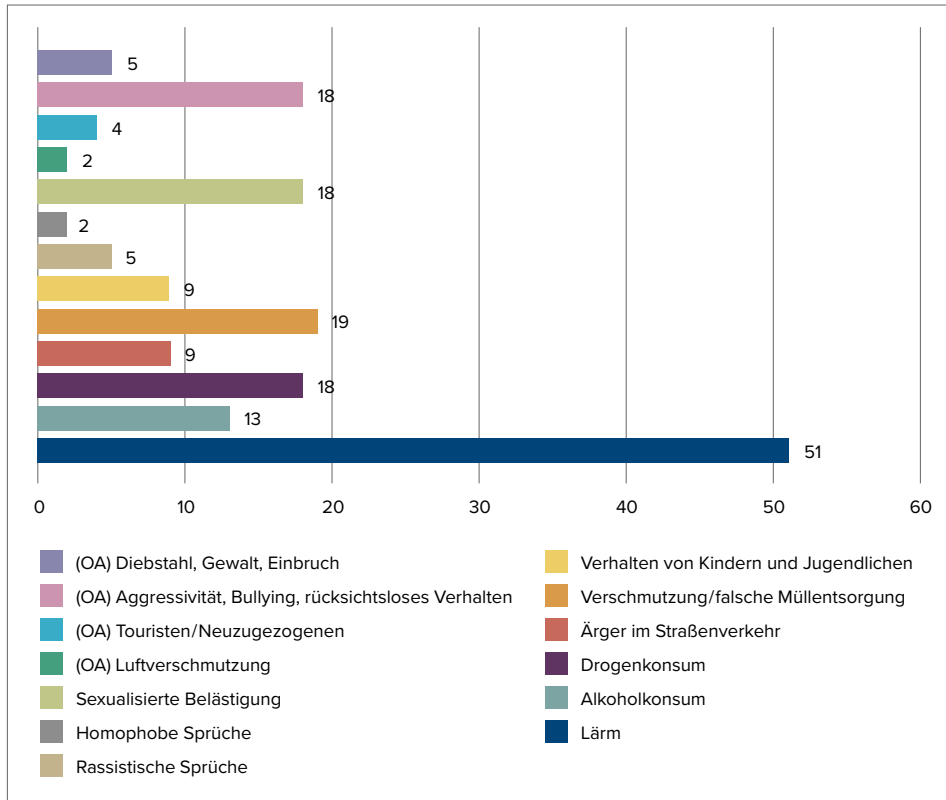


Abbildung 5.5 Gründe der Belästigung von Anwohner*innen

Symbolische Quartiersnutzung und Sicherheitsempfinden

Ob man andere im Belästigungsfall anspricht oder man auf der Straße etwas zu jemanden sagt oder Hilfe leistet – dies alles hängt laut Theorie mit der Frage zusammen, ob man das Selbstsicherheit oder Selbstbild hat (Jacobs 2010: 24 spricht von *self-assurance*), dass einem oder einer die Straße auch symbolisch gesehen gehört. Das kann die Übernahme von Verantwortung beeinflussen. Meine Vorstellung, dass ich in meiner Nachbarschaft (nicht) zu Hause bin, kann aber auch meine Einschätzung prägen, ob ich mich von anderen geschützt fühle, und von wem genau.

Wie sich das Erfahren des Raumes dann auf ein Gefühl von Sicherheit auswirkt, wird von zwei verschiedenen Aspekten beeinflusst. Zum einen durch das soziale Erfahren eines Raumes und die symbolische Quartiersnutzung (Blokland 2003: 15–17): die Relevanz des Quartiers als Identifikationsrahmen. Zum anderen ist die Erfahrung der physischen Umgebung und genauen Orte, die mit einer praktischen Nutzung verbunden sind, zu beachten. Um die symbolische Nutzung in ihrem Zusammenhang mit praktischer Nutzung und der Verbindung zur Sicherheit zu betrachten, kann man sich

erstmal fragen, ob die Bewohner*innen des Quartiers das Kottbusser Tor überhaupt als Teil ihrer Nachbarschaft sehen: 91,6 % sahen dies so.¹⁶

In Kapitel 2 haben wir kurz allgemeines Vertrauen angesprochen. Vertrauen auf der lokalen Ebene wird oft mit der Möglichkeit von sozialer Kontrolle und sozialer Unterstützung, auch diskutiert als „soziales Kapital“, in Verbindung gebracht (Putnam 2000). Genauer als allgemeines Vertrauen ist die Erfahrung, dass andere Menschen in unserem Wohnumfeld uns ähnlich sind (oder nicht). So gibt es in der Literatur die These, dass das Vertrauen von Menschen in ihre Nachbarschaft größer ist, wenn diese in ihrer Zusammensetzung homogener ist (Putnam 2007, siehe auch Coffé & Geys 2006; Hallberg & Lund 2005). Das wäre dann für das Kottbusser Tor nicht so günstig, da die berühmte und oft gelobte Berliner Mischung (von vielen unterschiedlichen Welten, die aufeinanderstoßen) genau hier zu finden ist. Nur etwa 10 % stimmten der Aussage (eher) zu, dass es unangenehm ist, in ihrem Quartier rund um den „Kotti“ zu wohnen. 70,4 % fühlten sich (eher) verwurzelt, nur 6,7 % sahen das gar nicht so. Über 90 % waren (eher) der Meinung, dass der Umgang unter den Menschen angenehm ist, oder stimmten dem jedenfalls zum Teil zu. Nur 8,6 % fühlten sich im eigenen Wohnumfeld fremd. Fast 90 % stimmten mindestens zum Teil zu, dass sie sich im Quartier zu Hause fühlen. Obwohl es also sehr wohl möglich ist, sich in einem Umfeld zu Hause zu fühlen, in dem man erfährt, dass andere Menschen andere Normen und Werten haben, hängen „gleiche Werten und Normen einschätzen“ und „sich zuhause fühlen“ zusammen. Das muss jedoch die Homogenitätsthese (dass Menschen nur Menschen wie sich selbst mögen) nicht unbedingt bestätigen. Es ist einfacher sich zu Hause zu fühlen, wo das Gefühl von dem, was man von anderen Menschen erwarten kann, am höchsten ist, da man sozusagen andere Menschen da besser „lesen“ kann. Diese Lesbarkeit im öffentlichen Raum *hängt mit Erfahrungen zusammen, die wiederum davon geprägt sind, wie man sein Wohnumfeld nutzt*. Symbolische Quartiersnutzung hat deswegen mehrere Dimensionen, die nicht nur für alle Bewohner*innen, je nach Biografien und Erfahrungen, unterschiedlich sein können. Auch der symbolische Wert, mit dem sie sich außerhalb des Quartiers positionieren können, ist oft unterschiedlich.

Die Zustimmung, dass man sich für das Wohnumfeld verantwortlich fühlt, liegt bei mehr als 70 %. Immer wieder sprechen soziologische Analysen dort von Problemvierteln, wo es Herausforderungen bezüglich des Zusammenhalts, der Beteiligung von Bürger*innen, der Partizipation und des Gemeinwohls gibt (u. a. Sampson et al. 1997). In einem Kiez mit einem kriminalitätsbelasteten Ort bei einer Umfrage eine so starke Zustimmung zu finden, überrascht und weist auf das Besondere der Wohngegend rund um das Kottbusser Tor hin. Das Sicherheitsempfinden dieser Menschen liegt höher als bei Menschen, die keine Verantwortung für ihren Kiez erfahren, oder nur teilweise. Es hängt außerdem damit zusammen, wie stark man sich in dem Quartier zu Hause fühlt,¹⁷ und dieses Gefühl hängt ebenso mit dem Sicherheitsempfinden zusammen. Abbildung 5.6 (→ S. 121) fasst die Aussagen und die Stärke des Zusammenhangs mit der Sicherheitsbewertung in dem Quartier zusammen.

Je *weniger* man solchen Aussagen wie „Es ist unangenehm in meinem Quartier zu wohnen“, „Meistens fühle ich mich in meinem Quartier wie ein Fremder“ oder „Es gibt in meinem Quartier zu viele Menschen, die hier gar nicht wohnen“ zustimmt, desto höher ist das Sicherheitsempfinden im Quartier.

Die Gefühle von Zuhause-Sein, Verwurzelung und Verantwortlichkeit für das Wohnumfeld haben einen positiven Effekt auf das Sicherheitsempfinden im Quartier. Wichtig ist auch wie die Person den Umgang zwischen den Menschen wahrnimmt: ist dieser angenehm und die Person glaubt, mit den Menschen im Quartier dieselben Normen und Werte zu haben, so ist das Sicherheitsempfinden der Person höher.

Dieses Verantwortungsgefühl steht im Bezug zu den Erfahrungen, die man im Umgang mit Menschen im Quartier hat. Erfährt man den Umgang als angenehm, dann fühlt man sich oftmals auch verantwortlich. Findet man den Umgang mit anderen Menschen nett und fühlt sich deswegen verantwortlich oder ist man primär auf das Wohnumfeld orientiert und begegnet deswegen vielen Menschen, die – wie zum Beispiel beim Quartiersmanagement oder Aktionsgruppen – sich auch gerne einsetzen, und trifft so auf Gleichgesinnte, die man im Umgang nett findet? Wir wissen es nicht. Aber der Zusammenhang weist jedenfalls auf die Wichtigkeit eines Wohnumfeldes, in dem Menschen Verantwortung übernehmen können, und die Begegnungsorte vorhanden sind, in denen gemeinsamer Umgang in dem Quartier überhaupt zustande kommt. Da Menschen, die sich für ihr Wohnumfeld verantwortlich fühlen, auch häufiger angegeben haben, dass sie auf der Straße Menschen begegnen, die sie von anderswo kennen, unterstreicht nochmal die Wichtigkeit der vertrauten Öffentlichkeit. Wird die potenzielle Umgebung der Begegnung in einem Raum, in dem Nutzung für alle möglich ist, auch die effektiv genutzte Umgebung, dann hängt das offenbar positiv mit der Idee zusammen, dass man sich für das Wohnumfeld verantwortlich fühlt.

Eine andere Interpretation wäre, dass Menschen, die schon ängstlicher sind, deswegen lieber nicht selbst auf die Nachbar*innen zugehen. Mit dem ganz allgemeinen Vertrauen gab es aber keinen Zusammenhang. Eine bessere Idee wäre deswegen, dass Nachbarschaftskonflikte zwar Belastungen sind, aber wenn sie so beherrschbar bleiben, dass man sie untereinander lösen kann, das Sicherheitsempfinden darunter nicht weiter leidet. Das ist ein wichtiger Hinweis darauf, dass Beziehungen zwischen Anwohner*innen, die so sind, dass ein minimales und frühzeitiges Ansprechen bei Problemen möglich ist, wertzuschätzen sind.

Um Belästigungen in unserem Alltag zu vermeiden oder zu reduzieren, können wir eine Reihe von Strategien einsetzen. Immer wieder müssen wir dabei einschätzen, was wir von anderen Bewohner*innen erwarten können, wie sie reagieren werden. Können wir das Verhalten von anderen Menschen nicht lesen, so entsteht ein Gefühl von Unheimlichkeit. Je unheimlicher sich Menschen am Kottbusser Tor fühlen, desto niedriger schätzen sie ihr Sicherheitsempfinden ein. Das Spannende ist nun, dass die Aussage „Menschen am Kottbusser Tor haben die gleichen Normen und Werten wie ich“ weder mit dem Sicherheitsempfinden am „Kotti“ selbst, noch mit dem Sicherheitsempfinden im Quartier signifikant zusammenhängt. Homogenität bei Normen und Werten kann

zu Sicherheitsempfinden führen, und zwar im Sinne eines Wissens, was zu erwarten ist, und ohne die Voraussetzung, dass alle Menschen gleiche Normen haben, oder dass das, was zu erwarten ist, moralisch oder ethisch gesehen „richtig“ ist. Wer weiß, dass Regelverstöße bestimmte Konsequenzen in einem bestimmten Setting haben, fühlt sich nicht unsicher (Blokland 2008). Man fühlt sich vielleicht runtergezogen, aber nicht von Willkür betroffen. Wenn Menschen sich aber über das Verhalten von anderen ärgern, weist es darauf hin, dass bestimmte Verhaltensmuster eher erwartet sind als andere. Es gibt einen signifikanten Zusammenhang zwischen der Aussage „Ich ärgere mich oft über das Verhalten der Leute am Kottbusser Tor“ und dem Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor: je weniger man dieser Aussage zustimmt desto höher ist das Sicherheitsempfinden (Abbildung 5.7 → S. 122).

Zusammenfassung

Wie wird die Arbeit der Polizei im Gebiet eingeschätzt und welchen Einfluss haben diese Einschätzungen auf das Sicherheitsempfinden? Wie gestaltet sich die informelle soziale Kontrolle zwischen den Anwohnerinnen und Anwohnern? Stärken gemeinsam geteilte Normen und Werte das Sicherheitsempfinden? Vertrauen die Menschen auf Hilfestellungen von anderen und welchen Einfluss hat das auf das Sicherheitsempfinden?

- *Formelle soziale Kontrolle:* Menschen bewerteten Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor und im Quartier besser, wenn sie die Präsenz der Polizei ausreichend fanden. Wenn sie mit der Art der Präsenz der Polizei zufrieden waren, waren sie auch seltener der Meinung, dass der „Kotti“ weniger sicher wäre als andere Orte in der Stadt.
- *Informelle soziale Kontrolle:* In hypothetischen Situationen (der Sturz einer alten Dame bzw. eines Drogennutzers, eine Demolierung, Bedrohung und Einbruch) können wir zeigen, dass die Erwartung an das Eingreifen der Anwohner*innen sehr stark vom Kontext abhängt. Während über 90 % der Befragten glauben, eine alte Dame würde Hilfe von Anwesenden erhalten, wenn sie zusammenbricht, sind es nur etwa 30 %, die glauben, dass Nachbarinnen und Nachbarn auch selbst helfen würden, wenn ein Drogennutzer oder Mensch unter Alkoholeinfluss zusammenbricht.
- *Selbst* bei Belästigungen und Störungen von Nachbar*innen durch Lärm, Schmutz, Drogenkonsum und sexualisierte (und andere) Belästigungen sprachen zwei Drittel der Befragten die Verursachenden direkt darauf an. Ein Drittel der Befragten hat in solchen Fällen die Polizei zu Hilfe gerufen.
- *Verantwortung und Sicherheitsempfinden:* Mehr als 70 % der Befragten fühlen sich für das Wohnumfeld verantwortlich – dafür, dass der „Kotti“ als kriminalitätsbelasteter Ort angesehen wird, ein erstaunlich hoher Wert. Diejenigen, die sich selbst für das Wohnumfeld verantwortlich fühlen, haben ein höheres Sicherheitsempfinden im Quartier. Die Verantwortung für das Wohnumfeld

korrespondiert u. a. damit, ob sie sich „im Kiez zu Hause fühlen“. Diejenigen, die sich im Kiez zu Hause fühlen, haben auch ein höheres Sicherheitsempfinden. Ob „sich verantwortlich fühlen“ und sich „zu Hause fühlen“ Ursachen oder Folgen des Sicherheitsempfindens sind, wissen wir nicht – für beide Ansätze gibt es sinnvolle Erklärungen. Wichtig ist aber, dass die drei Einschätzungen zusammenhängen.

- *Gemeinsame Werte und Normen*: Die Erwartung darüber, wie andere sich in bestimmten Situationen verhalten würden, basiert oft auf der Annahme, dass andere die gleichen Normen und Werte teilen. Unsere Daten zeigen: Die Annahme gleicher Normen hat keinen statistischen Einfluss auf das Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor. Bezogen auf das Quartier gibt es jedoch einen Zusammenhang.

6 Dreck und Drogen konkret gemacht: wo ist es am Kottbusser Tor unsicher?

Von Hannah Schilling

Die Sorgen um Unordnung, die wir bisher besprochen haben, drehen sich am „Kotti“ und Umgebung vor allem um Drogen und Alkohol, Verkehr, Graffitis und Müll. An welchen Orten genau haben die Menschen ein unwohles Gefühl? Zu wissen, wo konkret Unsicherheitsorte liegen, ist vor allem auch deswegen wichtig, da die Meidung bestimmter Orte Konsequenzen haben kann: Das „Absorbierungspotenzial“ dieser Orte, wie wir es nennen, kann abnehmen, und es können mit der Zeit No-Go-Orte entstehen.

In diesem Kapitel beantworten wir die Fragen: welche Orte werden von wem als Unsicherheitsorte benannt? Was sind die Gründe dafür, dass bestimmte Orte als Unsicherheitsorte wahrgenommen werden?

Raumnutzung und Sicherheitsempfinden

Wir erfahren Raum auch dann, wenn er für uns nur Durchgangsraum und kein Aufenthaltsraum ist – wenn wir nur von A nach B gehen, also auf dem Weg zu dem, was wir als einen Kernteil unseres Lebens verstehen (die sogenannte „Zwischenzeit“, siehe Byrne 1978). Dabei helfen uns unsere Erlebnisse unterwegs, uns vis-a-vis dem Sozialen um uns herum zu positionieren (siehe auch Lemert 1992).

Wie das Umfeld aussieht gibt uns Signale – was diese bedeuten kann wieder unterschiedlich sein (Blokland 2017), und je nachdem wie wir sie erleben, formen wir mehr oder weniger „relationale Felder“ (Beziehungsfelder), und können beginnen, Zugehörigkeit zu erleben. Zugehörigkeit (*Belonging*) sollte man dabei nicht mit Inklusion oder Zusammenhalt vermischen, so wie es in Studien zu lokaler Gemeinschaft wohl öfter verstanden wird. Ich kann meine Zugehörigkeit als Person dadurch konstruieren, dass ich in meiner Nutzung von lokalen Geschäften und Institutionen Routinen aufbaue, die mich mit der situativen Normalität vertraut machen. Ich lerne die Codes einer bestimmten Straße, eines bestimmten Platzes; ich verstehe, an welcher Seite der Rolltreppe ich mich hinstellen soll, wenn ich zur Bahn hochfahre. Ich weiß, dass ich bei den Ampeln stehen bleiben soll, da immer einer um die Ecke kommen kann, und ich weiß, da sitzt der Typ mit seinem Hund und seinem Pappbecher, und so greife ich mit der Hand schon in meine Hosentasche – oder mein Blick wendet sich schon ab.

Zugehörigkeit ist also kein Zustand, sondern ein Set an Praktiken, die wir alle anwenden, ohne viel darüber nachzudenken. Zum Beispiel kann ich mir sagen, dass es gut ist, dass ich hier bin; dass es so gerade passt. Dafür ist nicht wichtig, ob ich verwurzelt bin – vielleicht bin ich gerade jemand, die/der ständig aus dem Koffer lebt und eigentlich schon wieder auf dem Weg sein möchte. Aber auch dann kann ich mich zu Hause fühlen.

Interessanterweise sind die alltäglichen Routinen an einem Ort auch sehr relevant für das Sicherheitsempfinden der Befragten. Diejenigen, die das Kottbusser Tor tagsüber nutzten, haben ein signifikant höheres Sicherheitsempfinden als diejenigen, die versuchen, dort nicht unterwegs zu sein. Dieser Zusammenhang ist sogar noch stärker für die Befragten, die abends eher am Kottbusser Tor vorbeigehen als anderswo. Ob man Orte aus Unsicherheitsgefühl meidet oder Sicherheit durch Nutzung entsteht, *lässt sich nicht kausal klären*. Wenn aber die Frage, ob wir uns sicher fühlen, so von der Art und Weise abhängig ist, wie wir Orte nutzen, und von unseren Erfahrungen, die wir in jede nächste Situation mitnehmen, dann ist es deswegen auch wichtig, ob es bestimmte Orte in dem Wohnumfeld gibt, an denen man sich nicht sicher fühlt.

Wo sind die Unsicherheitsorte?

Um Unsicherheitsorte zu identifizieren, zeigten wir den Befragten eine Gebietskarte, auf der sie angeben konnten, wo sich diese Orte genau befinden. Sie sollten genaue Kreuze machen. Im Anschluss fragten wir sie nach den Gründen, warum sie diesen konkreten Ort mit Unsicherheit verbinden. Das Verfahren war hier wiederum offen: Die Befragten sollten frei erzählen, warum sie den Ort als unsicher empfinden. Die Interviewer*innen kreuzten dann vorgegebene Kategorien im Fragebogen an, oder gaben eigene Schlagworte an (Mehrfachnennungen waren möglich). Diese Ortsangaben haben wir dann mittels *openstreetsmap* als Koordinaten eingegeben. Mit Hilfe des Programms *ArcGis* konnten wir dann die verschiedenen Unsicherheitsgründe kartographisch darstellen.

Etwas mehr als die Hälfte (56,5 % der Befragten) hatte solche konkreten Orte. Abbildung 6.1 (→ S. 122) zeigt die Durchschnittswerte für Sicherheit im Quartier und am Kottbusser Tor, jeweils für Menschen, die Orte benannten, und für die, die keine Orte nennen konnten. Die bivariate Analysen zeigen, dass das Sicherheitsempfinden maßgeblich damit zusammenhängt, ob man genaue, konkrete Orte nennt, an denen man Unsicherheit erfährt. Das unterstreicht auch noch einmal die Tatsache, dass Menschen, die keine Angstorte nennen, vermehrt das Quartier sicherer als andere Orte in der Stadt bewerten. Im Gegensatz dazu bewerten 55 % der Befragten mit Angstorten am Kottbusser Tor ihr Quartier als unsicherer als andere Orte in Berlin. Auch wenn man mit der Zeit das Kottbusser Tor als sicherer empfindet, hat man signifikant weniger oft Unsicherheitsorte.¹

Für wen sind Unsicherheitsorte unsicher?

Doch wer waren die Befragten, die Unsicherheitsorte nannten? Oder was könnte Menschen dazu bewegen, Unsicherheitsorte zu nennen? Was hat es mit diesen Orten auf sich?

Es zeigt sich, dass das Nutzungsverhalten am Kottbusser Tor einen Einfluss darauf hat, ob man Unsicherheitsorte nennt oder nicht. Von den Personen, die kleine Läden am Kottbusser Tor nutzten, nannten etwa die Hälfte Unsicherheitsorte. Insofern ist

es nicht auszuschließen, dass manche Bewohner*innen Läden haben, die sie nutzen, und dennoch das Kottbusser Tor als Ganzes eher als einen Raum kleiner Inseln an sicheren Orten empfinden, und Unsicherheitsorte für sich identifiziert haben. Besucht man kleine Läden am Kottbusser Tor, dann ist die Wahrscheinlichkeit kleiner, dass man Unsicherheitsorte nennt, als wenn man keine derartigen Einkäufe am Kottbusser Tor tätigt.

Auch die Frage, ob die Bewohner*innen den „Kotti“ eher meiden oder nicht, bestätigt den Zusammenhang zwischen Angstorten und Nutzungsverhalten. Meidungsstrategien sind am Kottbusser Tor und an dem Bahnhof wahrscheinlich. Das zeigen die Daten, wenn wir die Frage, ob man unsichere Orte hat, in Zusammenhang mit der Frage bringen, ob man tagsüber oder nachts lieber am „Kotti“ vorbeigeht oder eher nicht, und ob man, wenn es geht, den U-Bahnhof Kottbusser Tor meidet. Und in der Tat sagten uns ca. 30 % der Befragten, dass sie das Kottbusser Tor meiden, wenn es geht. Ob man tagsüber oder nachts unterwegs ist, kann schon mal einen Unterschied machen. Wir haben deswegen gefragt, ob die Bewohner*innen jemals Kottbusser Tor meiden, wenn es irgendwie geht – während tagsüber 28 % der Befragten das Kottbusser Tor meiden, machen dies nachts oder abends 31 %: ein sehr geringer Unterschied. Abends bevorzugen manche sogar den Weg am „Kotti“ entlang mehr als andere Wege, aber auch hier ist der Unterschied sehr gering (17 % tagsüber und 20 % nachts). Ganz so merkwürdig ist das nicht: während man die vielen Leute am Kottbusser Tor vielleicht tagsüber eher als Hindernis versteht, den Verkehr unangenehm findet oder einfach nicht so schnell vorankommt, kann es ja sein, dass gerade im Vergleich zu ruhigeren Straßen in der Umgebung, abends eher der Weg an dem Platz entlang gewählt wird.

Menschen mit konkreten Angstorten am Kottbusser Tor meiden diese Orte häufiger als andere Befragte. Hier zeigen sich aber noch einmal Unterschiede, wenn wir dabei Frauen und Männer getrennt ins Visier nehmen. So nutzen Männer die U-Bahn nicht anders, egal ob sie Angstorte haben oder nicht. Frauen jedoch schon. In jeder Hinsicht sind die Zusammenhänge zwischen Meidungsstrategien und dem Nennen von Angstorten bei Frauen stärker. Die Zusammenhänge sind aber für beide Geschlechter signifikant.

Damit ist dann zwar ein Problem gelöst – die persönlich erfahrene Sicherheit wird durch Meidung gewährleistet – aber ein anderes geschaffen: Man nimmt hin, dass Menschen je nachdem wer sie sind (nicht-Mann, nicht-weiß) unterschiedliche Rechte auf die Stadt haben. Dies ist aus der Perspektive, dass alle Bürger*innen sich überall bewegen können sollten und vom Anspruch auf einen inklusiven öffentlichen Raum aus gesehen problematisch. Öffentliche Räume wie die Straßen, Plätze und Grünstreifen am Kottbusser Tor, sind auch soziale Räume, an denen es implizite Zugangs- und Nutzungsregeln gibt und an denen nicht alle Nutzer*innen gleiche Rechte und Sichtbarkeiten haben: Für eine (als) Frau (gelesene Person) mag es am Abend mit ganz spezifischen Herausforderungen verbunden sein, durch eine unbeleuchtete Straßenecke zu laufen, und die Bierflasche mag als Wegbier von der U-Bahn zum Club am „Kotti“ als legitim anerkannt sein, wobei eine Runde älterer Männer, die mit einem Bier um 10 Uhr vor-

mittags auf der Parkbank sitzen als „Problem“ angesehen werden kann. Im Sinne eines Rechts auf städtischen Alltag, zeigt der positive Zusammenhang zwischen Nutzung und Sicherheitsempfinden also auch, wie wichtig es für das Entstehen von Sicherheitsempfinden ist, dass Bewohner*innen sich legitimiert fühlen, Räume zu nutzen, ihre Präsenz hier aktiv aushandeln können, und das Erleben von Differenz möglich und zu einem Teil des Alltags wird. Sicherheit, wie Phadke schreibt (2007: 1511), ist direkt damit verbunden, in welchem Umfang ich mich berechtigt fühle, an einem Ort zu sein. Es ist mehr als das Versprechen, nicht physisch verletzt zu werden, es umfasst auch die Gewissheit, dass ich, im Falle, dass ich verletzt werde, für meine Präsenz an dem Ort nicht schief angeschaut werde. Das Recht auf städtischen Raum wird also ganz konkret im Alltag von allen Nutzer*innen des Raumes, also von denjenigen, die diesen Raum in ihrem Alltag nutzen, ausgehandelt und realisiert (Beebeejaun 2017: 327).

Wenn wir genauer hinschauen zeigt sich auch, dass die Gruppe der Frauen nicht homogen ist in ihren Meidungsstrategien – nur bei Frauen, die sich als deutsch kategorisieren oder von anderen so kategorisiert werden, ist der Zusammenhang zwischen Meidung und der Nennung von Angstorten signifikant. Wir können also davon ausgehen, dass es unter den befragten Frauen noch einmal Unterschiede gibt, wie Angstorte entstehen. Denn die Tatsache, dass besonders als „deutsch“ kategorisierte Frauen mit Meidungsstrategien Angstorte nennen, heißt nicht, dass andere Gruppen von Frauen keine Unsicherheitsorte erleben. Der Mechanismus ist nur eventuell ein anderer. Das zeigt sich, wenn wir uns noch einmal genauer anschauen, wer von den Befragten *generell* einen Unsicherheitsort nennt.

Zunächst halten wir noch einmal fest: Frauen nennen vermehrt einen Unsicherheitsort (62,3% von allen Personen, die einen Ort angeben), und auch unter den gesamten weiblichen Befragten gibt eine Mehrheit einen Unsicherheitsort an. Bivariate Analysen bestätigen einen signifikanten Zusammenhang: Als Frau ist es wahrscheinlicher, einen Unsicherheitsort zu nennen. Das lässt vermuten, dass die Möglichkeiten, Ansprüche auf den Zugang zum öffentlichen Raum (Beebeejaun 2017) zu formulieren, sich diese Alltagsräume anzueignen und dort sichtbar zu sein, ohne Unsicherheit zu empfinden, tendenziell auch geschlechtsabhängig ist. Zumal die Nennung eines Unsicherheitsortes auch mit einem tendenziell niedrigeren Sicherheitsempfinden einhergeht. Und hier spielt wiederum nicht nur Geschlecht eine Rolle, sondern auch die Fremd- und Selbst-Positionierung als „Nicht-Deutsche“: Frauen, die als Nicht-Deutsche gelesen werden oder sich selbst als solche identifizieren, nennen häufiger einen Unsicherheitsort als diejenigen, die als „deutsch“ eingestuft werden. Während bei „deutschen“ Frauen also nur diejenigen, die auch schon das Kottbusser Tor/U-Bahnhof meiden, signifikant häufiger Angstorte nennen, sind es bei „nicht-deutschen“ Frauen die gesamte Gruppe: Sie erleben Unsicherheit an Orten rund um den Kottbusser Tor häufiger als andere Befragte, egal, ob sie den Ort meiden oder nicht.

Dies unterstreicht, dass Sicherheitsempfinden nicht nur durch die Abwendung von Gefahren (durch Meidungsmöglichkeiten oder Anpassung) entsteht, sondern auch an die Möglichkeit des Zugangs und der Nutzung von Räumen, an ein Recht auf einen

städtischen Alltag (Beebejaun 2017) gebunden ist. Wie eingangs betont, entsteht Zugehörigkeit und Sicherheitsempfinden durch alltägliche Praktiken und Routinen, und dabei ist zu bedenken, ob die Aneignung und der Zugang von alltäglichen städtischen Räumen für alle gleichermaßen möglich ist. So zeigt sich durch die statistische Analyse, dass auf der einen Seite ein geringeres Sicherheitsempfinden dadurch entstehen kann, dass Menschen Orte meiden und im Zuge der Meidung Unsicherheitsorte für sich identifizieren, die diesen Rückzug eventuell verstärken. Diese Dynamik zeigt sich in der Analyse vor allem bei „deutschen“ Frauen. Auf der anderen Seite zeichnet sich ab, dass das Sicherheitsempfinden negativ beeinflusst werden könnte durch die Entstehung von Angstorten, die im Zusammenhang mit Abwertung und Ausgrenzung aus städtischen Räumen und von Nutzungsmöglichkeiten stehen. Dies könnte vor allem bei „nicht-deutschen“ Frauen am Kottbusser Tor der Fall sein.

Warum sieht man Unsicherheitsorte als unsicher?

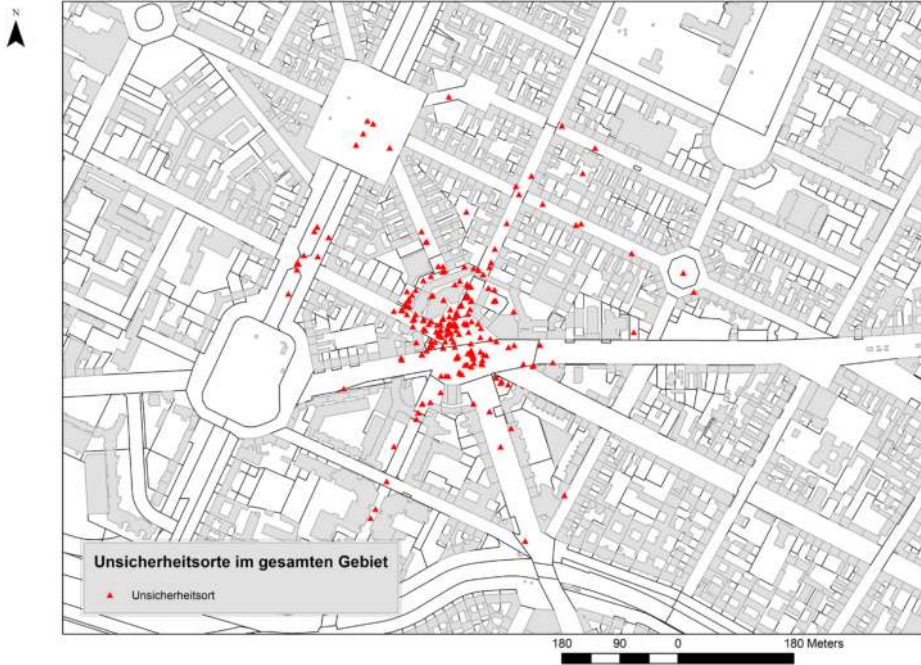
Nachdem wir Dynamiken besprochen haben, die wahrscheinlicher machen, dass Menschen Unsicherheitsorte nennen, blicken wir nun noch einmal genauer auf die Unsicherheitsorte selbst. Wenn die Befragten einen Unsicherheitsort angegeben haben, hatten sie tendenziell ein niedrigeres Sicherheitsempfinden. Das ist eine gute Nachricht, da daraus folgt, dass Menschen oft in der Lage waren, ihre Einschätzung mit ganz konkreten Orten zu verbinden. Welche Orte waren dies denn wohl? Und was war los an diesen Orten, dass sie offenbar Angst ausgelöst haben? Was bestimmt die Gefühle, die für die Befragten einen Ort zu einem Angstort machen – nicht so sehr in Bezug auf unsere menschlichen Gegebenheiten, also ob wir als Frau oder Mann, als Deutsche oder Nicht-Deutsche positioniert werden, sondern in Bezug auf die Gegebenheiten dieser Orte.

Die Auswertung² der geographischen Daten zeigt, dass sich die Unsicherheitsorte im Gebiet auf das Kottbusser Tor konzentrieren (siehe Karte 6.1).

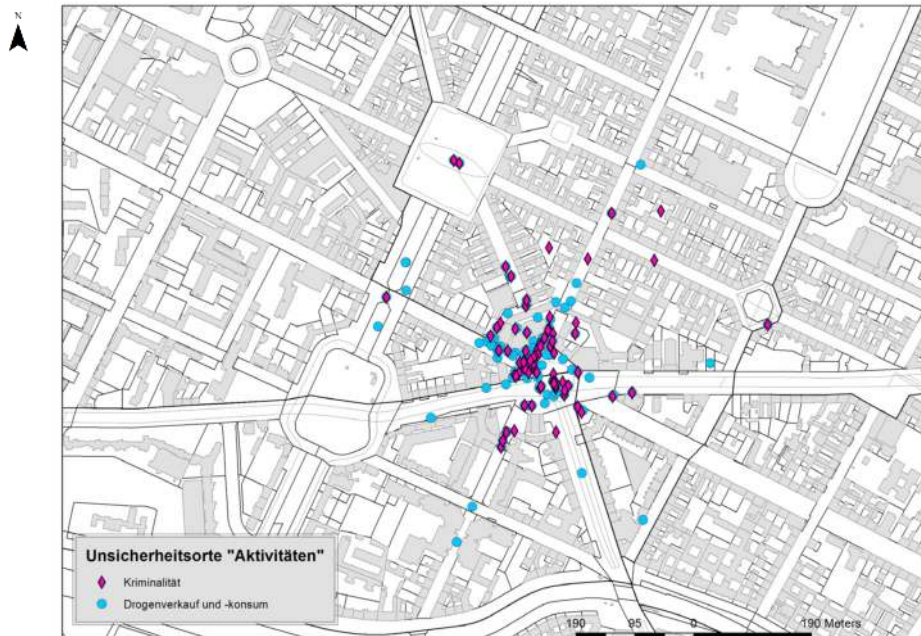
Insbesondere im Nordwesten des Platzes konzentrieren sich Unsicherheitsorte – also dort, wo sich der Gebäudekomplex mit Geschäften, einem Hostel und Kneipen befindet. Aber auch die U-Bahn-Station als zentraler Ort des Kottbusser Tors wurde von den Befragten, die einen Unsicherheitsort angaben, oft eingezeichnet. Die genannten Gründe (Abbildung 6.2 → S. 123) können aufgeteilt werden in einerseits physische Umgebung (Grünfläche, dunkel, abgelegen, still; Graffitis oder Verwüstung, und der Verkehrslage) und andererseits in „Aktivitäten“, die nicht gesellschaftlich konform sind – zum Beispiel Drogenkonsum- und Verkauf, Formen von Kriminalität, Prostitution oder Casinos. Weiter werden bestimmte Personengruppen genannt, die eventuell besonders mit bestimmtem Verhalten assoziiert werden (das haben wir aber nicht abgefragt) – Jugend oder Obdachlose, Nachbarn, Ausländer. Ein weiterer Grund war, dass man an diesem Ort schon einmal Opfer einer Straftat war (allgemeine Opfererfahrungen sowie sexuelle Belästigung). In einem Fall ergab sich der Ort aus Berichten in den Medien.

Als wichtigster Grund für Unsicherheitsorte wurden Aktivitäten wie „Kriminalität“, „Drogennutzung und -handel“ genannt. Interessanterweise überlappen sich hier

6 Dreck und Drogen konkret gemacht: wo ist es am Kottbusser Tor unsicher?



Karte 6.1 Unsicherheitsorte im gesamten Gebiet (unspezifisch)



Karte 6.2 Unsicherheitsorte – Aktivitäten



Karte 6.3 Unsicherheitsorte – Negative Erfahrungen

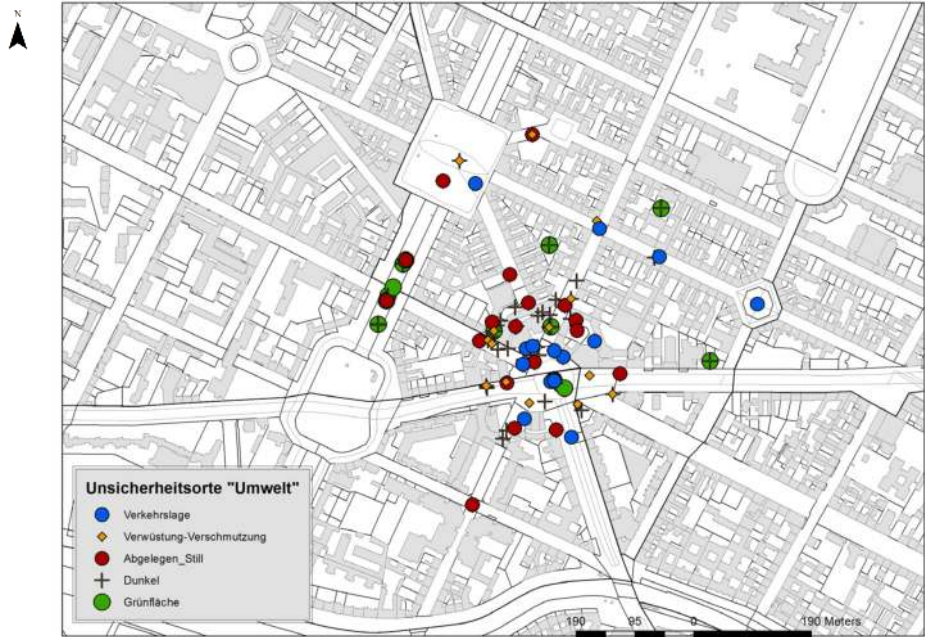
oftmals Nennungen von Kriminalität und Drogenhandel, aber nicht immer: Drogenhandel und -nutzung wird nicht per se als eine kriminelle Praktik angesehen (vergleiche Karte 6.2).

Auch negative Erfahrungen können ein Grund sein, weshalb bestimmte Orte als unsicher gelabelt werden. Diese sind jedoch im Vergleich zu Kriminalität und Drogenhandel weitaus weniger häufig genannt. Unter persönliche Betroffenheit fallen hauptsächlich „sexuelle Belästigung“ (siehe Karte 6.3), was weitere Untersuchungen hinsichtlich der unterschiedlichen Wahrnehmung von sozialen und physischen „Incivilities“ je nach Geschlecht nahelegt.

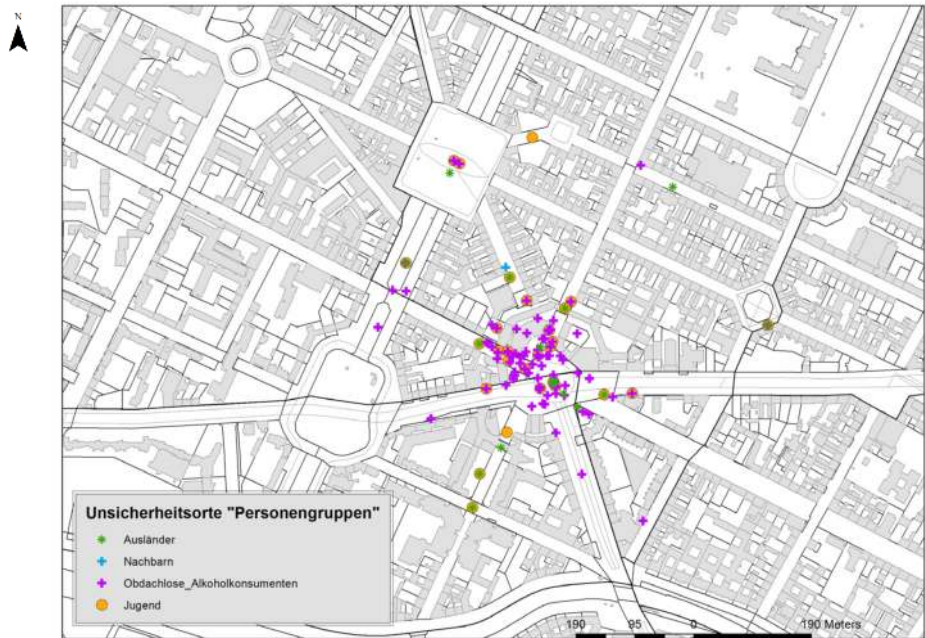
Insgesamt zeigt sich, dass es keine auffällige räumliche Differenzierung zwischen den Arten von Gründen gibt. So lassen die geographischen Daten keine klar identifizierbare Aufteilung in Zonen zu, an denen die Befragten Orte ausmachen, die nur unsicher sind, weil dort Kriminalität erlebt oder vermutet wird – oder auf der anderen Seite Unsicherheitsorte, die nur auf die physische Umwelt (schlechte Beleuchtung, Verkehr oder ähnliches) zurückzuführen sind (vergleiche Karten 6.4 und 6.5).

Dies zeigt, dass am Kottbusser Tor viele verschiedene „soziale Probleme“ zusammenkommen. Diese werden dann vermutlich auch noch mal anders erlebt, je nachdem, wie die Befragten positioniert sind. Für Frauen könnte zum Beispiel das Risiko der Belästigung schwerer wiegen, für „nicht-weiße“ Personen das Gefühl der Illegitimität im öffentlichen Raum als gewichtiges Element für die Entstehung von Un-

6 Dreck und Drogen konkret gemacht: wo ist es am Kottbusser Tor unsicher?



Karte 6.4 Unsicherheitsorte – Umwelt



Karte 6.5 Unsicherheitsorte – Personengruppen



Karte 6.6 Unsicherheitsorte – Unvorhersehbarkeit

sicherheit. Wenn wir, wie anfangs beschrieben, Zugehörigkeit als ein Set an Praktiken verstehen, die lokales Wissen ausmachen und uns die Möglichkeit geben, Sicherheit zu erleben, dann kann die Konzentration von „sozialen Problemen“ dazu führen, dass dieses Wissen schwieriger zu entwickeln ist. In dem Sinne ist die gebaute Umgebung, die überfüllten Mülleimer, die kaputten Straßenmöbel oder die alte Matratze an der Ecke, aber vor allem auch die gepflegte Grünanlage, der saubere und gut beleuchtete, freundlich erscheinende Bahnhof usw. alles auch sozial. Müll und Dreck stört die Anwohner*innen. So sehr sogar, dass es zu Meidung führen kann – wie die Kartierung der Unsicherheitsorte zeigt.

Dies geht auch aus dem Ergebnis hervor, dass die Befragten Unsicherheitsorte gekennzeichnet haben, an denen die Unsicherheit für sie darin besteht, dass sie diese Orte nicht lesen oder einschätzen können. Dies unterstreicht auch die Auswertung der Kategorie „Sonstiges“. Befragte nannten hier, dass sie eine aggressive, unangenehme Stimmung erleben, oder zwielichtige Gestalten. Es ist also auch das Unbestimmte, was unsicher machen kann – nicht nur eindeutige Orte, an denen gesellschaftlich non-konforme Aktivitäten wahrgenommen werden (vergleiche Karte 6.6). Bei einer Nachkodierung fallen 4 % der gesamten Nennungen unter die Kategorie Unvorhersehbarkeit (siehe Abbildung 6.3).

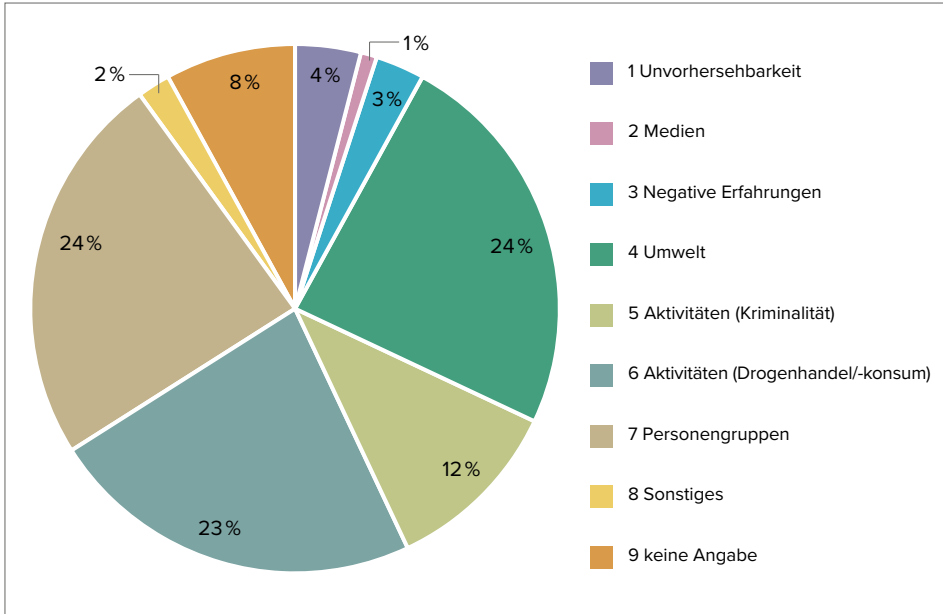


Abbildung 6.3 Unsicherheitsgründe Cluster (inkl. Nachkodierung)

Von Meidung bis No-Go?

Unabhängig von den spezifischen Gründen, die dazu führen, dass Befragte manche Orte am Kottbusser Tor als unsicher erleben, birgt die Meidung von solchen Angstorten auch die Gefahr, dass sich diese Orte zu No-Go-Orten entwickeln. Wenn viele Menschen eine dunkle Gasse oder Ecke im Park meiden, wird die Kennzeichnung des Ortes als dunkel und verlassen noch verstärkt. Die Dunkelheit kann nicht durch ein zweites Paar Augen aufgefangen werden, welches eventuell im Notfall eingreifen kann, wenn etwas passiert. Genauso auch im Falle der Wahrnehmung von Orten als Orte, an denen Aktivitäten stattfinden, oder Personengruppen sich aufhalten, die unsicher machen, wie im Falle der Befragten der Verkauf von Drogen, oder die Präsenz von Obdachlosen/Alkoholkonsument*innen. Solche Orte werden dann zu Orten, die als homogen wahrgenommen werden, und wo die Idee, die man über den Ort hat, leichter zu einer feststehenden Eigenschaft wird. Es fehlt denn das Aushandeln von alltäglichen Praktiken, die an dem Ort möglich sind – und damit die Möglichkeit, Zugehörigkeit zu konstruieren und eigene Ansprüche an die Nutzung des Raumes zu stellen. Das verstärkt die Wahrnehmung von solchen Orten als unsicher – ein Teufelskreis deutet sich an. Die Meidung bestimmter Orte kann also Konsequenzen haben: Das „Absorbierungspotenzial“ dieser Orte kann weiter abnehmen, und es können mit der Zeit No-Go-Orte entstehen.

Die Nennung von Angstorten geht mit einem tendenziell geringeren Sicherheitsempfinden einher.

Das Erleben von konkreten Orten als unsicher ist, wie wir gesehen haben, aber nicht für alle Befragten gleich – so bestehen insbesondere Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Befragten. Bei Frauen verstärkt das Erleben von Angstorten die Meidung des Kottbusser Tors, und zwar vor allem unter den weiblichen Befragten, die sich als „deutsch“ kategorisierten. Während bei sich als „Deutsche“ kategorisierenden Frauen also nur diejenigen, die auch schon den „Kotti“/U-Bahnhof meiden, signifikant häufiger Angstorte nennen, sind es bei denen die sich als „nicht-deutsche“ Frauen kategorisieren die gesamte Gruppe: Sie nennen Unsicherheitsorte rund um den „Kotti“ häufiger als andere Befragte, egal ob sie den Platz meiden oder nicht. Durch diese Nuancierung in der Analyse wurde deutlich, dass wir bei der Diskussion um Sicherheitsempfinden auch mitbedenken sollten, wie die Nutzung von öffentlichen Räumen möglichst inklusiv werden kann. Denn das Erleben von Unsicherheitsorten kann auch daher rühren, dass die Befragten zu Personengruppen gehören, die schwerer ein Anrecht auf die Nutzung des öffentlichen Raums einfordern können, und deshalb schwieriger Zugehörigkeit konstruieren und Sicherheitsempfinden entwickeln können.

Durch die Identifizierung von Unsicherheitsorten und ihrer engen Verbindung mit Meidungsstrategien zeigt sich außerdem eine Dynamik, die einen offenen öffentlichen Raum gefährdet: Die Entstehung von No-Go-Orten. Die Auswertung der geographischen Daten zeigt eine Konzentration von sozialen Problemen am Kottbusser Tor – dies begünstigt, dass lokales Wissen zu dem Ort unter Druck gerät. Einerseits besteht die Gefahr, dass Orte überdeterminiert werden, und soziale Probleme nicht mehr absorbiert werden können. Andererseits drückt sich der Druck auch darin aus, dass Befragte Orte am „Kotti“ nicht einschätzen können – was wiederum Unsicherheit entstehen lässt. Daraus lässt sich folgern: Für das Entstehen von Sicherheitsempfinden unter den Bewohner*innen am Kottbusser Tor braucht es Austausch- und Aushandlungsmöglichkeiten. Damit ist gerade nicht eine Homogenisierung des Ortes gemeint, in dem die Nutzungsmöglichkeiten eingeschränkt und bestimmte Gruppen ausgeschlossen werden. Ganz im Gegenteil: mit Richard Sennett gesprochen, braucht es einen öffentlichen Raum, der von Offenheit geprägt ist, in der in einem Aushandlungsprozess der Nutzer*innen selbst eine „Überbestimmung der Form und ihre Korrelate von Gleichgewicht und Integration herausgefordert [werden] (2010: 271).“

Zusammenfassung

Wir haben die Bedeutung der Raumnutzung und die Entstehung von Unsicherheitsräumen untersucht. Welche Orte werden von wem als Unsicherheitsorte benannt? Was sind die Gründe aus denen bestimmte Orte als Unsicherheitsorte wahrgenommen werden?

- *Raumnutzung und Sicherheitsempfinden:* Das Nutzungsverhalten und das Sicherheitsempfinden stehen in einem doppelten Zusammenhang. Orte, die oft genutzt werden, werden meist als relativ sicher bewertet. Meidungsstrategien führen dazu, dass Orte, die als unsicher bewertet werden, seltener benutzt wer-

den. Eine Konzentration von benannten Unsicherheitsorten gibt es im Bahnhof und dem Nordwesten des Kottbusser Tors.

- *Unsicherheitsorte*: Die von den Befragten genannten Unsicherheitsorte sind z. T. die Orte der intensiven Nutzung und werden nicht von allen gleichermaßen als unsicher wahrgenommen. Frauen erleben Orte häufiger als Unsicherheitsorte als Männer und insbesondere „nicht-deutsche“ Frauen erleben Unsicherheiten rund um das Kottbusser Tor häufiger, unabhängig, ob sie die Orte meiden oder nicht.
- *Gründe für Unsicherheitsorte*: Als Gründe für die wahrgenommene Unsicherheit wurden sowohl physisch/bauliche Aspekte (Grünflächen, dunkel, abgelegene Lagen, Graffiti, Verwüstung) als auch Verhaltensweisen und Aktivitäten (Drogenkonsum, Drogenverkauf, Prostitution etc.) und Personengruppen (Jugendliche, Obdachlose, Ausländer) benannt, mit denen die Befragten bestimmte Verhaltensweisen assoziieren. Auch die Assoziation des Ortes mit negativen Erfahrungen wurden als Grund zur Wahrnehmung von Angstorten benannt.

7 Fazit und Ausblick

In der Einleitung haben wir mit konkreten Forschungsfragen angefangen. Wir nutzen nun die Ergebnisse aus den vorangegangenen Kapiteln, um diese Fragen zusammenfassend zu beantworten. Dann schauen wir in einem Ausblick, welche Schlussfolgerungen man daraus für eine Stadtpolitik der Sicherheit ziehen könnte.

Beantwortung der Forschungsfragen

1. Wie empfinden Anwohner*innen des QM Gebiets Zentrum Kreuzberg/Oranienstraße die Sicherheit ihrer Wohnumgebung?

Die Sicherheit ist für die Anwohner*innen ein soziales Problem, das mehr ist als etwa eine Summe ihrer individuellen Ängste vor Kriminalität. Der relativ geringe Zusammenhang von Kriminalität und Sicherheitsempfinden, der immer wieder in der Forschung festgestellt wird, folgt aus der Tatsache, dass unser Sicherheitsempfinden als soziales Problem auch von *civic incivilities*, von Signalen der Unordnung in der Umgebung und von dem Vertrauen, das wir in das korrigierende Potenzial durch die Anwesenheit anderer Menschen haben – informelle soziale Kontrolle –, abhängig ist.

2. Welche Faktoren nehmen Einfluss auf ihr Sicherheitsempfinden (Viktimisierung, Alter, Gender, Wohndauer usw.)?

Persönliche Merkmale haben in unserem Datensatz wenig Erklärungskraft. Arbeitsumstände, das Bildungsniveau sowie der Umstand, ob man minderjährige Kinder im Haushalt hat, beeinflussen statistisch das Sicherheitsempfinden der Anwohner*innen. Im Quartier fühlen sich Menschen mit Kindern oder einem mittleren oder niedrigen Bildungsgrad weniger sicher, am Kottbusser Tor sind es ebenfalls Anwohner*innen mit Kindern sowie Menschen mit einem höheren Einkommen. Genau andersherum verhält es sich hinsichtlich des Einflusses der geringfügigen Beschäftigung: Teilzeitarbeit hat einen positiven signifikanten Effekt auf das Sicherheitsempfinden im Quartier.

3. Welche Zusammenhänge gibt es zwischen Sicherheitsempfinden, Nutzung der lokalen Infrastruktur und Nahverkehr und sozialen Interaktionen vor Ort?

Viele Anwohner*innen nutzen feste Läden, Restaurants, Cafés oder Bars und den U-Bahnhof intensiv. Alle Nutzer*innen sind hier gleich: der „Kotti“ wird nicht nur von bestimmten Anwohner*innen frequentiert. Die Nutzung von kleinen festen Läden bringt eine Zirkulation der Anwohner*innen hervor, die zum Sicherheitsempfinden beiträgt: Nutzung hängt positiv mit Sicherheit zusammen. Der U-Bahnhof hat eine Sonderstel-

lung. Er wird ebenfalls stark genutzt, und auch hier hängt mehr Nutzung mit höherem Sicherheitsempfinden zusammen, sowohl am Kottbusser Tor als auch im Quartier. Der Bahnhof ist kein Angstraum für bestimmte Menschen, aber wohl fühlen die meisten Anwohner*innen sich dort nicht, und etwa 31 % versuchen ihn zu meiden. Je negativer man auf den Bahnhof schaut, desto niedriger ist auch das Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor. Das Gefühl, es halten sich zu viele Menschen an dem Bahnhof auf, die nicht mit der Bahn fahren, hängt mit der Unheimlichkeit des Bahnhofs zusammen. Abends gibt es weniger Nutzer*innen. Das deutet darauf hin, dass die Absorbierungskapazität von Menschen, die Verhaltensweisen haben, die in der Mehrheitsgesellschaft als deviant angesehen werden, offenbar eine Grenze erreicht hat. Dies scheint am Kottbusser Tor selbst nicht der Fall zu sein. Die funktionale Mischung scheint dort – zumindest vor dem Corona-bedingten Lockdown – diese Erfahrung zu lindern. Die Infrastruktur ist für das Sicherheitsempfinden auch besonders wichtig, da sie ermöglicht, dass man Menschen auf der Straße trifft, die man von anderswo her kennt, oder dass man von Ladenbesitzer*innen erkannt wird. Diese Erfahrungen einer vertrauten Öffentlichkeit wirken sich positiv auf das Sicherheitsempfinden aus.

4. Wie sehen Anwohner*innen des QM Gebiets die Lage am „Kotti“, und wie im Vergleich zu ihrem Quartier?

Menschen, die das Kottbusser Tor unsicherer einschätzen, sehen auch ihr Quartier als unsicherer an. Die Sicherheitsbewertungen hängen zusammen. Allerdings findet eine kleine Mehrheit das eigene Quartier genauso sicher wie andere Quartiere in der Stadt, während 63 % den „Kotti“ negativer einschätzen als andere Plätze in der Stadt. Historisch gesehen ist es mit der Sicherheit, den Bewohner*innen zufolge, nicht schlechter geworden, auch wenn sie meinen, dass die Kriminalität in den letzten zehn Jahren zugenommen hat. Menschen, die länger in der Gegend wohnen, registrieren öfter eine Zunahme der Kriminalität, aber nicht öfter eine abnehmende Sicherheit. Vor allem die den Medien zufolge anwesende organisierte Kriminalität scheint das Sicherheitsempfinden der Bewohner*innen nicht zu beeinflussen. Niemand unter den Anwohner*innen hat die in den Medien oft erwähnten sogenannten „Clans“ oder „Großfamilien“ als Faktor der Unsicherheitserfahrung benannt.

5. Sind die Erfahrungen, die Anwohner*innen am Kotti machen, wichtig für das generelle Sicherheitsempfinden im Quartier? Welche Situationen spielen für ihr Sicherheitsempfinden eine Rolle?

Es ist nicht so sehr die Kriminalität, aber eher andere Irritationen aus dem Alltag, die eine Rolle spielen. Die Verkehrslage am Kottbusser Tor ist erstmal problematisch: Undisziplinierte Autofahrer*innen und nicht ausreichend geregelte Situationen an bestimmten Straßen/Kreuzungen tragen dazu bei, dass Anwohner*innen am Kottbusser Tor und im Quartier verunsichert sind. Auch durch *public incivilities* kann man ein

Gefühl entwickeln, dass man sich nicht umeinander kümmert und nicht aufeinander achtet. Pauschal ist dies am Kottbusser Tor nicht der Fall: 99% der Menschen meinen zum Beispiel, dass andere Passanten reagieren würden (selbst helfen und/oder Notruf wählen), wenn eine alte Frau auf der Straße zusammenbricht. Bricht ein Drogennutzer zusammen, dann meinen immerhin noch 69%, dass Passanten reagieren werden. Dass letzterer Wert entsprechend geringer ist, lässt sich auch damit erklären, dass Drogendealen und -konsum als häufigster spontaner Grund für die (Un-)Sicherheitsbewertung genannt wurde. Hinsichtlich der Wahrnehmung von Alltagsirritationen gaben Menschen, die sich wegen Unordnung sorgen, schlechtere Bewertungen zum Sicherheitsempfinden ab, sowohl am Kottbusser Tor als auch in dem Quartier. Jugendliche spielen eine kleine Rolle: es gibt nicht so viele Anwohner*innen, die sich daran stören, wenn sie rumstehen, aber man erwartet auch nicht mehrheitlich von anderen Anwohner*innen, dass sie einschreiten, wenn Jugendlichen dann mal was demolieren würden. Menschen, die das nicht erwarten, fühlen sich auch unsicherer. Sehr wichtig für das Wohlbefinden in der Öffentlichkeit sind die breit gespürten Sorgen um Feindlichkeit. Sexuelle Belästigungen, rassistische Sprüche oder Beleidigungen aufgrund von LGBTQ-Identitäten. Mit Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor oder in dem Quartier konnten wir keinen Zusammenhang finden: fast alle Menschen fanden dies für ihre eigene Erfahrung in der Öffentlichkeit schlimm. Dass ihr Kiez von solchen Erfahrungen nicht frei war, zeigte sich unter anderem in den Belästigungen, die man selbst schon mal von Nachbar*innen erfahren hatte. Sowohl sexuelle Belästigung als auch Beleidigungen spielten dort eine Rolle. Dass man in den Beziehungen zwischen Nachbar*innen vorerst selbst auf andere zugeht, passt gut zu dem Bild, dass man generell mehrheitlich von Nachbar*innen Hilfe bei Bedrohung oder Einbruch erwartet. Das Quartier rund um das Kottbusser Tor entspricht nicht dem Bild einer No-Go-Area, in der niemand mehr Vertrauen zueinander hat, und zurückgezogen und in Angst versetzt zu Hause bleibt. Und die Erwartung, auf Menschen in dem Quartier und ihre informelle soziale Kontrolle zählen zu können, wirkt sich positiv auf das Sicherheitsempfinden aus.

6. Welche Orte spielen für ihr Sicherheitsempfinden eine Rolle?

Dreck am „Kotti“ tut dem Sicherheitsempfinden nicht gut. Müll in der Nachbarschaft auch nicht. Obwohl generell keine sehr starke Verbindung zwischen Sorgen wegen Unordnung und Sicherheitsempfinden besteht und, wie oben erwähnt, das Zusammenleben zwischen (bzw. trotz) Dreck und Drogen positive Aspekte hat und Menschen sich zu Hause fühlen, wo sie wohnen, und vertraute Öffentlichkeit und informelle soziale Kontrolle erfahren, sind die Sorgen aufgrund von Unordnung trotzdem relevant für das Sicherheitsempfinden. Bei der Beschreibung von Unsicherheitsorten wird dies besonders deutlich: die „physische Umwelt“ (wie z. B. schlechte Beleuchtung, Verschmutzung) ist eine wesentliche Eigenschaft von Orten am Kottbusser Tor, die Befragte als Unsicherheitsorte erklärten. Die Nennung von Unsicherheitsorten geht mit Meidungsstrategien einher, und insbesondere für die weiblichen (nicht-deutschen) Befragten ist dies relevant.

Ausblick – was nun?

Weil Soziolog*innen schon die Analyse des Alltags an sich interessant finden, bleibt natürlich die Frage, was man mit diesen Forschungsergebnissen anfangen kann. In welche Richtung man gehen könnte, um das Sicherheitsempfinden von Anwohner*innen zu erhöhen, erläutern wir im Folgenden anhand eines kontextuellen Modells. Wir skizzieren so eine strategische Richtung für Interventionen, ohne konkrete Maßnahmen vorzuschlagen. Expert*innen aus dem Feld können zwar von dem Blick (und dem Perspektivenwechsel), den ihnen Soziolog*innen bieten, profitieren, können aber letztendlich durch ihre Erfahrung, Praxis und ihr Wissen viel besser als Wissenschaftler*innen konkrete Maßnahmen umsetzen.

Wir unterscheiden in diesem Modell zwischen Brückenbedingungen, unterstützenden Faktoren, beschränkenden Faktoren und nicht-beabsichtigten und latenten Konsequenzen (Nebeneffekten).¹

- Brückenbedingungen sind Bedingungen, die man durch Präventionsmaßnahmen im Kiez nicht beeinflussen kann, aber die nicht zu umgehen sind, um Fortschritt zu erzielen.
- Nicht-beabsichtigte Konsequenzen sind neue Probleme und Herausforderungen, die man nicht eingeplant hat. Sie folgen direkt aus den Interventionen. Latente Konsequenzen sind Geschehnisse, die erstmal nicht offensichtlich mit den Ereignissen eines Plans zu tun haben.
- Unterstützende Variablen geben einen bestimmten Plan oder ein Set an Maßnahmen im Sinne eines „extra supports“, liegen aber nicht im gleichen Feld.
- Erschwerende Variablen sind im Kontext der Interventionen externe Bedingungen, die negativen Einfluss auf den Erfolg der Maßnahmen haben. Man kann sie soziopolitisch beeinflussen, sie gehören allerdings zum externen Kontext. Unterstützende Variablen können den (negativen) Einfluss von beschränkenden Faktoren vermindern.

Brückenbedingungen

Die Konstruktion der Hochbauten am Kottbusser Tor und der quer durchfahrenden Hochbahn (U-Bahn) geben dem Kottbusser Tor eine ungünstige Ausgangslage für einen übersichtlichen Platz. Während man diskutieren kann, ob die heutige räumliche stadtplanerische Gestaltung aus Sicht der Sicherheitsempfindung optimal ist, kann man strukturell nur bedingt etwas ändern. Auch die Verkehrsbelastung ist durch die Lage des Ortes nicht wesentlich veränderbar. Eine zweite Brückenbedingung liegt in der historischen Entwicklung von Kreuzberg und seiner starken Bekanntheit als Ort der Mischung, wo viele Lebensstile nebeneinander, immer mehr unter dem Druck der steigenden Mieten, um ihren Alltag kämpfen. Die höheren Armutsquoten oder Zahlen der Sozialhilfeempfänger*innen bedeuten auch einen höheren Druck auf Wohnungen, die mit vielen geteilt werden müssen, und ein Alltagsstress, der nicht mit dem Ort,

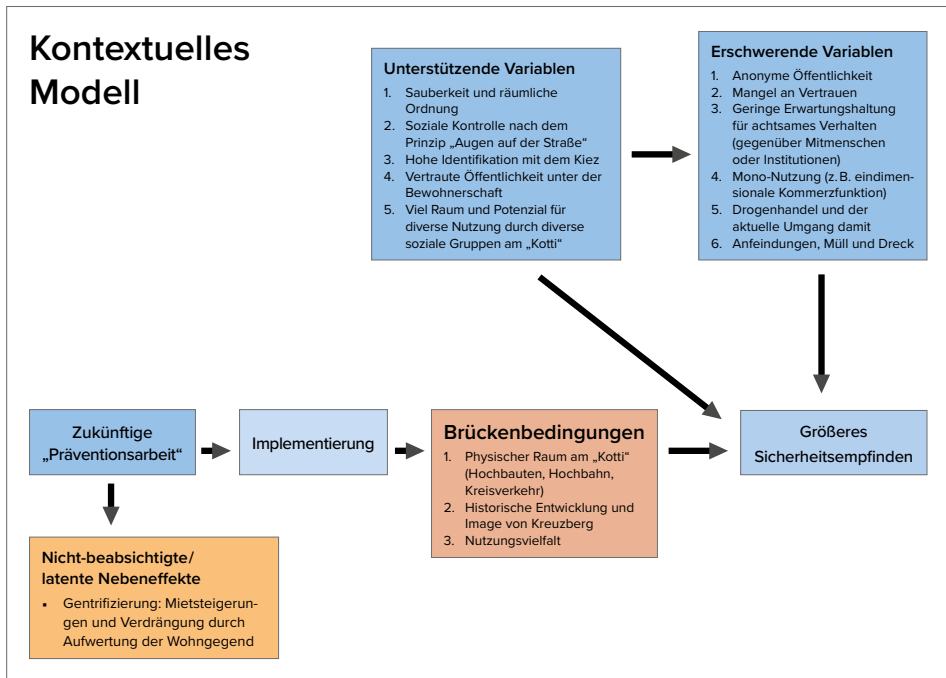


Abbildung 7.1 Kontextuelles Modell

sondern mit den Lebensumständen zu tun hat. Nachbarschaftskonflikte wie beispielsweise Lärm treten dort häufiger auf, wo die Wohnungen klein, die Wände dünn und die Bevölkerung dicht ist. Auch die Nutzungsvielfalt, die Mischung von Wohnen und Kommerz, am Kottbusser Tor ist eine Brückenbedingung, da sie nicht an sich durch Prävention für Sicherheit zu beeinflussen ist.

Nicht-beabsichtigte Nebeneffekte

Jeder Ansatz, mit dem versucht wird, die Sicherheit der Anwohner*innen am Kottbusser Tor zu vergrößern, kann als Gentrifizierungsstrategie interpretiert werden, da in Berlin nun mal der Gedanke stark Fuß gefasst hat, dass Sauberkeit und eine aufgeräumte Umgebung immer Mietsteigerung und Verdrängung bedeuten.

Erschwerende Variablen

Anonyme Öffentlichkeit

Weil vertraute Öffentlichkeit dazu führt, dass wir andere einschätzen können und diese Einschätzungen unser Gefühl von Sicherheit positiv beeinflussen, ist eine anonyme Öffentlichkeit genau das Gegenteil. Da sind die Signale, die wir über das, was wir von

anderen erwarten und interpretieren können, beschränkt. Und solche Signale sind mehr als nur Aspekte der gebauten Umgebung. Eine soziale Zirkulation einer Diversität an Menschen, bei der wir keine situative „Normalität“ ablesen können, da wir außer Stereotype keine Kategorisierungen anwenden können, um Menschen sozial zu situieren, bietet Unsicherheiten. Solche Signale können außerdem zu weiterer Distanzierung führen: In Sztompkas Worten: *mistrust*, also nicht zu wissen, was man mit seinem Umfeld anfangen muss, wird sich schneller in Misstrauen (*distrust*) als in Vertrauen (*trust*) wandeln.

Zu wenig Anerkennung

Es gibt viele Menschen am Kottbusser Tor, die sagen, dass sie sich für ihr Quartier verantwortlich und in ihm zu Hause fühlen. Aber am Bahnhof haben wir auch gesehen, dass sie nicht viel Achtsamkeit von anderen erwarten. Auch haben längst nicht alle das Gefühl, dass die Polizei für sie da ist. Es kann eine erschwerende Variable werden, wenn durch schlechte Beleuchtung, Langzeitbaustellen und schlecht koordiniertes Handeln von unterschiedlichen Ämtern die Idee entsteht, dass hier allen alles egal ist (siehe Blokland 2009a): ob das in diesem Fall auch so ist, lässt sich anhand von unseren Daten bis jetzt nicht feststellen. Während Anwohner*innen, die sich immerhin verstärkt zu Hause fühlen und auch ihre Nachbar*innen oftmals ansprechen, wenn sie etwas stört, auf Anzeichen einer *collective efficacy* hindeuten, haben Menschen, die nicht von anderen erwarten, dass sie sie unterstützen, wenn was passiert, ein negativeres Sicherheitsempfinden. (Die Ausnahme ist, wenn eine alte Dame zusammenbricht: dann erwarten alle, dass geholfen wird.) Vor allem am Bahnhof etablierte sich das Gefühl, dass Menschen von anderen wenig erwarten. Hieraus könnte ein beschränkender Faktor für das Sicherheitsempfinden entstehen, sofern sich diese gegenseitige Achtsamkeit nicht durchsetzt. Ferner müssten sich auch eine ausreichende Sorge für die Pflege des öffentlichen Raums, das Handhaben der Gesetze – vor allem auch im Autoverkehr! – und staatliche Anerkennung (durch Zuhören und Gleichbehandlung, zum Beispiel auf der Seite der Polizei) durchsetzen, damit daraus kein beschränkender Faktor für das Sicherheitsempfinden entsteht. Während endlose Kontrollen von vermeintlichen Drogenhändlern Anwohner*innen sinnlos erschienen, scheinen andere Verstöße, etwa von Autofahrer*innen oder in Bezug auf Müll und Dreck, nicht verfolgt zu werden. Ein Gefühl von Verantwortung und Zugehörigkeit, das nachweisbar positiv mit Sicherheit zusammenhängt, ist einfacher, wenn man diese Zuneigung auch bei staatlichen Akteuren erkennen kann.

Mono-Nutzung

Obwohl das Kottbusser Tor und die umliegenden Straßen eine potenzielle Nutzungsvielfalt haben, kann ein beschränkender Faktor die Entwicklung in Richtung von immer mehr Ess- und Trinkgelegenheiten sein. Über die Jahre hat sich hier eine auf Tourist*innen und andere Besucher*innen ausgerichtete Konsumlandschaft für Essen und Trinken in der Öffentlichkeit etabliert. Eine Bedrohung geht von der Mono-Nutzung

aus, wenn die Funktion des Kommerzes eindimensional wird. Weil es positiv für die Sicherheit ist, Bekannten zu begegnen, mit Unbekannten zu reden und von Ladenbesitzer*innen erkannt zu werden, bleibt dies aber nur so, wenn die Gründe, sich am Kottbusser Tor zu begegnen, genauso divers bleiben wie die Bevölkerung selbst. Hier gilt das Prinzip der Absorbierungsfähigkeit: um weiterhin relativ sicher für Bewohner*innen zu bleiben, muss der „Kotti“ weiterhin ihren alltäglichen Bedürfnissen entsprechen. Das kann bedeuten, dass man irgendwann weniger Falafel-Läden und Burger-Läden, aber mehr alltägliche Versorgungsstruktur braucht.

Drogen als Mono-Kultur?

Dies trifft ebenfalls auf den Drogenhandel zu. Am Kottbusser Tor zeigt sich sehr klar, dass eine bessere Regulierung hier helfen könnte. Das Bild könnte kaum eindeutiger sein: für die Bewertung der Sicherheit sind Drogenhändler*innen und -nutzer*innen mit Abstand der meist genannte Grund. Die schnellste Weise, die Sicherheit am Kottbusser Tor zu ändern, wäre ein kontrollierter Verkauf von Marihuana in dafür eingerichteten, institutionalisierten und kontrollierten Läden. In vier benachteiligten und als unsicher eingestuft Quartieren in Rotterdam, in den Niederlanden, wo wir die Fragen zum Sicherheitsempfinden genauso gestellt haben, nannten nur 27 von 323 Befragten Drogennutzung und -handel als Problem. Wenn man, wie in den Niederlanden, den Handel von alltäglichem Drogenkonsum (Marihuana und Haschisch) genauso wie die Drogen Zigaretten und Alkohol – beide werden übrigens in den Niederlanden strenger kontrolliert und reguliert als in Deutschland – unter Aufsicht und Kontrolle in Läden verkaufen würde, hätte man ein sehr großes Alltagsproblem der Anwohner*innen am Kottbusser Tor auf einmal zu einem großen Teil gelöst. Außerdem könnte man dann gegen „schwerere“ Drogen im Straßenhandel viel effektiver vorgehen. Sehr scharfes Vorgehen gegen kleine Regelverstöße in dem regulierten Sektor in Rotterdam hat seitdem die Zahl der sogenannten Coffeeshops so verringert, dass wieder verstärkt Straßenhandel entstanden war. Darüber klagten die Anwohner*innen dann vermehrt, sodass aus Gründen des Sicherheitsbedürfnisses und der Ruhe für Anwohner*innen, lokale Politiker*innen wieder neue Vorgaben von Lizenzen zum Verkauf befürwortet und umgesetzt haben. Der heutige Ansatz zu Marihuana in Berlin produziert selbst das Problem der Häufung von Drogenhändlern am Kottbusser Tor und dem Bahnhof. Der liberale Umgang mit Alkoholverkauf, der immer und überall eine Hauptrolle in der Hauptstadt spielt, schafft das Problem der alkoholisierten Gruppen, von denen sich die Anwohner*innen verunsichert fühlen. Das müssen keine Trinker*innen aus bestimmten Trinkergruppen von Berliner*innen sein. Der Zusammenhang mit der Aussage, dass es zu viele Menschen in dem Quartier gibt, die überhaupt nicht vor Ort wohnen, lässt vermuten, dass es hier eher um Party-Gänger*innen im öffentlichen Raum geht. Diese sind von der Idee angezogen, dass in Berlin alles geht, und sie sich in dem Kiez verhalten können, als wäre es der Ballermann. Man kann viele Gründe haben, diesen Alkoholkonsum im öffentlichen Raum zu befürworten. Menschen mit einem niedri-

geren Sicherheitsempfinden machen sich aber wegen alkoholisierten Gruppen Sorgen. Auch aus diesem Grund kann man sich fragen, ob und wie man eine Monofunktion von bestimmten Läden vermeiden sollte.

Ein anderer Grund, den Ansatz zu Drogen aus der Perspektive des Sicherheitsempfinden grundsätzlich zu ändern, ist die Überlegung, dass die Aufgabe der Polizei, durch endlose Kontrollen den Drogenhandel einzugrenzen, bekanntlich nicht besonders gut funktioniert. Damit bekommt die Berliner Polizei Vorwürfe des Racial Profiling, die es am Kottbusser Tor nicht unbedingt geben müsste, hätte man sich für einen anderen Umgang mit Drogen entschieden. Der Umfang der Arbeitsplätze für Straßenhändler wäre maßgeblich begrenzt und die Polizei müsste nicht mehr länger davon ausgehen, die Händler an irgendwelchen Merkmalen kategorisieren zu können. Das Vertrauen in die Polizei – in dem Sinne, dass sie die Lage am Kottbusser Tor im Griff hat – ist zwar nicht gering, aber die Idee, die Polizei sei nicht im Stande, die Ordnung im Quartier aufrecht zu erhalten, hängt negativ mit dem Sicherheitsempfinden zusammen. Und es ist wahrscheinlich, dass das Katz-und-Maus Spiel, das zwischen Drogenhändlern und Polizei immer wieder öffentlich sichtbar abläuft, dabei eine Rolle spielt. Am einfachsten für die von den Leuten erfahrene Sicherheit wäre es, die Polizei von dieser Aufgabe durch das Legalisieren der „Soft Drugs“ zu entlasten, und zwar durch Verkauf in institutionalisierten Kontexten. Diesen müsste man genauso kontrollieren und regulieren, aber ohne vor den Augen aller Passant*innen mit Taschenlampen in Grünanlagen zu suchen. Verfolgt man dabei das „Take-Away“ Modell und eine Ausweispflicht für Käufer*innen, müsste man sich über die anziehende Wirkung auch keine großen Sorgen machen.

Feindlichkeit und Unordnung

Obwohl Rassismus und LGBTQ-Feindlichkeit nicht vermehrt am Kottbusser Tor und Umgebung wahrgenommen werden und man sagen könnte, dass es im sozialpolitischen Sinne ein Ort der Toleranz ist, da auch Opfererfahrungen nicht vermehrt am Kottbusser Tor gemacht wurden, sind diese Erfahrungen trotzdem präsent, auch zwischen Nachbar*innen. Und auch wenn Dreck und Müll und Sprüche auf den Wänden gegen Gentrifizierung helfen würden – das Tempo der Gentrifizierung in Kreuzberg lässt daran zweifeln, ob dieser Effekt wirklich besteht – tragen sie nicht zu positiven Gefühlen der Sicherheit in der Umgebung bei. Bei einer Mehrheit der Menschen hängen die Sorgen wegen Unordnung mit ihrem Sicherheitsempfinden zusammen.

Sicherheitsempfinden ist auch eng gekoppelt mit dem Nutzungsverhalten. Die Nutzung von Orten hängt jedoch nicht nur von den eigenen Vorlieben und dem eigenen Lebensstil ab, sondern ist auch geprägt von dem Angebot und der Anerkennung durch andere: dem Gefühl, an dem Ort mit seiner Präsenz willkommen zu sein. Insbesondere für Frauen ist ein „Recht auf Stadt“ umkämpft. Für Frauen führt das Erleben von städtischen Räumen als unsicher vermehrt zur Meidung und einem Rückzug aus der städtischen Öffentlichkeit. Dieser Rückzug kann das Sicherheitsempfinden wiederum negativ

beeinflussen. Dies zeigt die Wichtigkeit, Öffentlichkeiten zu schaffen, in denen viele verschiedene Menschen sich zeigen, sich Räume aneignen, und diese nutzen können.

Unterstützende Variablen

Sauberkeit und räumliche Ordnung

Menschen nutzen Signale, wie wir gesehen haben, um einzuschätzen, was sie an informeller sozialer Kontrolle von anderen Menschen erwarten können. Sauberkeit vermittelt, dass jemand sich um das Umfeld kümmert – und vermutlich auch um mich. Problematisch an dieser These ist natürlich, dass „um das Umfeld kümmern“ auch zu einer Überwachung führen kann, die nur konformistisch normatives Verhalten erwartet. Wir haben gesehen, dass zumindest im Quartier ein Zusammenhang zwischen dem Sicherheitsempfinden und der Frage, ob Menschen in dem Quartier die gleichen Normen und Werten haben, besteht. Dies ist ein besonderes und wichtiges Ergebnis. Obwohl die Anwohner*innen den Dreck und Müll ärgerlich finden, sich weniger sicher fühlen, stören Graffitis nur eine Minderheit.

Soziale Kontrolle und Achtsamkeit

„Augen auf der Straße“ lassen sich auch planen. So kann man zum Beispiel am Kottbusser Tor nirgendwo sein Fahrrad unter Aufsicht parken – hätte man einen abgezäunten Bereich für Fahrräder mit einer Wache, vielleicht sogar mit einer Luftpumpe und einer Not-Werkstatt, dann würde man auf positive Weise die soziale Kontrolle beeinflussen, ohne jeweilige Nutzer*innen zu verdrängen – ein Konzept, das in den Niederlanden in Großstädten angewandt wurde, und so auch, finanziert vom Staat, Arbeitsplätze geschaffen hat. An anderen Unsicherheitsorten rund um den „Kotti“ kann man sich auch überlegen, wie man durch eine Aufsicht eingreifen könnte, die nicht dafür da ist, als Polizei oder Sicherheitsdienst aufzutreten, sondern bestimmte Nutzergruppen zu unterstützen und so eine „natürliche“ Aufsicht zu gestalten. Familien mit Kindern zum Beispiel sehen die Sicherheit momentan problematischer als andere. Das Kottbusser Tor ist kaum ein Aufenthaltsort für Kinder und Jugendliche. Vielleicht wäre es einen Versuch wert, aus einem schlecht eingerichteten öffentlichen Platz wie dem Kottbusser Tor einen Ort zu gestalten, der seine Lebendigkeit nicht verliert, aber in erster Linie für die Anwohner*innen mit einer hohen praktischen und symbolischen Nachbarschaftsnutzung unterstützend wirkt. Dabei sollen nicht die Menschen, aber die Atmosphäre an dem Ort verändert werden. Es geht keinesfalls darum, Menschen von ihren Plätzen zu verdrängen, aber alle in den öffentlichen Raum reinzuholen, um so zum Beispiel der Dominanz von Alkoholkonsum, Drogenkonsum oder -handel entgegenzuwirken sowie auch eine Umgangsnorm von gegenseitigem Respekt und Höflichkeit herzustellen (für eine ausführlichere Beschreibung, zum Beispiel in der Form des Duimdrop-Ansatzes, siehe Blokland & Šerbedžija 2018: 58ff.). Informelle soziale Kontrolle, so haben wir ge-

sehen, ist für Sicherheitsempfinden ein wichtiger Faktor. Sie setzt zwar Respekt voraus, aber fördert auch Respekt.

Jane Jacobs dachte, dass Augen auf der Straße auch zu sozialer Kontrolle führen würden. Eine Nutzungsvielfalt allein kann diese soziale Kontrolle nicht erzwingen. Wäre es so einfach, dann würde ein *Bystander Dilemma* ja gar nicht vorkommen. Eine positive Identifikation mit dem Quartier, die wiederum mit vertrauter Öffentlichkeit zusammenhängt, könnte diese aber unterstützen.

Zugehörigkeit

Im Vergleich zu früheren Studien, die wir zum Sicherheitsempfinden in „Problemquartieren“ gemacht haben (Blokland 2009a; Blokland & Nast 2014), gab es unter unseren Befragten eine stärkere symbolische Nutzung des Kiezes und einen höheren Grad der Überzeugung, dass man sich für seinen Kiez verantwortlich fühlt. Nachbarschaftskonflikte gibt es unter vielen Anwohner*innen. Sie scheinen aber oft untereinander gelöst zu werden. Wie man diesen Bezug zueinander aus den Wohnhäusern der direkten Anwohner*innen auf den öffentlichen Raum übertragen kann, sodass sich auch dort die Achtsamkeit noch weiter erhöhen lässt, ist eine interessante Herausforderung, beispielsweise für das Quartiersmanagement.

Vertraute Öffentlichkeit

Wie bereits dargelegt, hängt die Art und Weise, wie Menschen sich zu ihrem öffentlichen Raum verhalten, davon ab, inwieweit sie in der Lage sind, dem, was sie sehen, einen Sinn zu geben. Dies wird leichter, wenn es eine Regelmäßigkeit gibt, sodass die Häufigkeit, mit der wir auf dieselben Menschen treffen und auch erfahren, dass diese Menschen uns erkennen, oder die Häufigkeit, mit der wir auf andere Menschen treffen, die wir bereits kennen, weil wir sie anderswo gesehen haben, uns eine Komfortzone bietet, in der wir uns bewegen können. Diese Zone mag durchaus in andere Nutzungen und andere Praktiken eingebettet sein, die wir überhaupt nicht schätzen, aber die vertraute Öffentlichkeit ermöglicht es uns, diese Praktiken zu beurteilen und ihnen einen Sinn zu geben. Furcht hat schließlich viel mit dem Unbekannten zu tun. In sich rasch verändernden Kontexten, in Situationen, die uns in ihren Praktiken und Darbietungen fremd sind, entwickeln wir Narrative von Sicherheit und Angst (Furedi 2018:33): kulturelle Skripte, die uns helfen, Erfahrungen zu lenken. Ohne vertraute Öffentlichkeit wird die Sinnfindung des Sozialen erschwert, sodass ein gutes Maß an vertrauter Öffentlichkeit sich positiv auf das Sicherheitsempfinden auswirkt.

*Diversität von Nutzer*innen*

Sichere Orte sind hochfrequentierte Orte, die Tag und Nacht von vielen diversen Gruppen besucht und genutzt werden und daher keine Mono-Nutzung haben. An dem U-Bahnhof sollte man hier überlegen, wie man darin investieren kann. Soziales Verhalten

an öffentlichen Plätzen zu drehen, kann an bestimmten unsicheren Orten ermöglicht werden, ist aber keine pauschale Lösung für die Sicherheit der Anwohner*innen.² Die Möglichkeiten hierzu sind am Kottbusser Tor durch die sehr zentrale Lage und die vielen Funktionen beschränkt. Es sind auch nicht die Kriminellen, um welche sich Menschen am meisten Sorgen machen. Das bedeutet auch, dass es scheinbar nicht so erfolgsversprechend ist, zu versuchen, das Verhalten von Menschen zu verändern, die sich nicht konform mit dominanten Vorstellungen eines korrekten Lebens in der Öffentlichkeit verhalten. Zum Beispiel bei Drogennutzer*innen und alkoholisierten Personen oder bei Menschen, die psychisch verwirrt wirken. Natürlich bleibt viel zu tun, um die Bedingungen des Lebens dieser Menschen so zu verbessern, dass für sie nicht die Notwendigkeit besteht, den Tag auf der Straße zu verbringen. Erstmal bleibt es von daher eine große Aufgabe, eine städtische Infrastruktur inklusive eines realistischen Zugangs zu Wohnraum zu schaffen. Die soziale Lage am Kottbusser Tor und anderen Orten in der Stadt, wo Menschen ihren Alltag gestalten, da sie keinen Wohnraum haben, wo sie es sonst tun könnten, und so für alle sichtbar sind, ist in nicht geringem Maße ein Wohnungsproblem. Berlin hat es sich mit dem Verkauf der kommunalen Wohnungen da selbst besonders schwer gemacht, so wie andere deutsche Kommunen auch. Zudem sind die Wohnungsbaugesellschaften in Berlin so organisiert, dass Menschen in marginalisierten Positionen am schwierigsten eine Wohnung finden (Barwick & Blokland 2015). Allerdings wird es keiner Großstadt je gelingen, ohne Gewalt, alle Menschen zu „normalisieren“, unabhängig von der Frage, ob man sich das politisch wünscht.

Die Frage ist also nicht nur, wie man Menschen aus ihrer Lage heraushelfen kann, und auch nicht, wie man sie aus der Öffentlichkeit entfernen kann. Vielmehr ist die Frage – nicht politisch aber rein pragmatisch –, wie man den öffentlichen Raum so einrichtet, dass er dauerhaft und intensiv von Menschen genutzt wird, die nicht als „belastend“ oder „deviant“ definiert sind. Nach Whyte (1980) kann man sagen, dass die Anwesenheit von *vielen und diversen* Menschen an einem Ort Unsicherheit bekämpfen kann. Das Sicherheitsempfinden von Menschen mit Kindern verlangt hier vielleicht besondere Aufmerksamkeit. Solch eine vielfältige Anwesenheit vermindert jedoch nicht alle Straftaten – ein Handy klaut sich einfacher dort, wo viele Menschen mit Handys unterwegs sind – und sie zeigt sich nur unter der Voraussetzung einer vertrauten Öffentlichkeit als wirksam. Man muss regelmäßig auf dem Platz sein, sodass zwischen Nutzer*innen eine Familiarität entsteht: da, wo diese gegeben ist, so haben die Bewertungen der Sicherheit und die Kommentare dazu gezeigt, lebt man zwischen Dreck und Drogen, aber ohne viel Angst.

Endnoten

Kapitel 1

- 1 Bodnárová, A. (2017): Top 10 Things to do and see at Kottbusser Tor. Online verfügbar: <https://theculturetrip.com/europe/germany/articles/top-10-things-to-do-and-see-at-kottbusser-tor/>, 10.09.2020.
- 2 „Die Kriminalität in der Hauptstadt ist gestiegen, besonders am Kottbusser Tor in Kreuzberg und am besagten RAW-Gelände. Beide Orte wurden von der Polizei als „kriminalitätsbelastete Orte“ eingestuft. Dort haben sich die Taschendiebstähle vom Jahr 2014 auf 2015 verdoppelt, rein rechnerisch sind es zwei bis drei am Tag. Drogenhandel, Raub, Körperverletzung – auch diese Delikte sind laut Polizeistatistik angestiegen. „Die Dunkelziffer bei Drogendelikten und Taschendiebstählen liegt noch wesentlich höher“, sagt Michael Böhl, Landesvorsitzender des Bundes Deutscher Kriminalbeamter (BDK). Denn weder Drogenkonsumenten noch Dealer wenden sich bei Problemen gerne an die Polizei. Auch Touristen, die häufig Opfer von Diebstählen werden, zeigen die Taten selten an. Die Gegend um das Kottbusser Tor, Verkehrsknotenpunkt und Drogenumschlagplatz in Kreuzberg, galt schon immer als sozialer Brennpunkt“ (Jacobs, L. (2016): Cool, Straßenschutz. Online verfügbar: <https://www.zeit.de/gesellschaft/2016-04/kriminalitaet-berlin-kottbusser-tor>, 10.09.2020).
- 3 44 Pinguine et al. (2019): Kottbusser Tor. Online verfügbar: https://de.wikipedia.org/wiki/Kottbusser_Tor, 10.09.2020.
- 4 Der Tagesspiegel (2020): Kottbusser Tor. Online verfügbar: <https://www.tagesspiegel.de/themen/kottbusser-tor/>, 10.09.2020.
- 5 Das Allgemeine Sicherheits- und Ordnungsgesetz (ASOG) des Landes Berlin erlaubt die Benennung kriminalitätsbelasteter Orte (kbO) dort, wo Straftaten von erheblicher Bedeutung begangen werden (zu verstehen als Delikte wie Raub, Körperverletzung, Mord, Totschlag oder Vergewaltigung sowie Eigentums- und Drogendelikte). Derzeit weist die Polizei neun solche besonders belastete Orte aus, unter <https://www.berlin.de/polizei/polizeimeldungen/fakten-hintergruende/artikel.597950.php> (abgerufen am 22.03.2018). Sein Status erlaubt, „verdachtsunabhängige[...] Kontrolle[n] zur Identitätsfeststellung und zu allen weiteren Maßnahmen hat, die sie zur Durchsetzung einer Identitätsfeststellung für notwendig erachtet, [durchzuführen] (ASOG Bln, siehe Drucksache 18/20 184; Abgeordnetenhaus Berlin).
- 6 Entnehmbar den Schriftlichen Anfragen über die Kriminalitätsentwicklung (Abgeordnetenhaus Berlin (2017b): Schriftliche Anfrage der Abgeordneten Niklas Schrader und Hakan Taş (LINKE) zum Thema: Kriminalitätsbelastete Orte in Berlin – Was hat die Polizei zu verbergen? (Drucksache 18/11593), 14.6.2017, Abgeordnetenhaus Berlin (2018b): Schriftliche Anfrage der Abgeordneten Marianne Burkert-Eulitz (GRÜNE) und Antwort: Sicherheitsentwicklung an RAW/Warschauer Brücke, Görlitzer Park und am Kottbusser Tor (Drucksache 18/11800), 6.9.2018; Abgeordnetenhaus Berlin (2019a): Schriftliche Anfrage der Abgeordneten Dr. Turgut Altug und Benedikt Lux (GRÜNE) und Antwort: Aktuelle Sicherheitslage am Kottbusser Tor? (Drucksache 18/16450), 18.2.2019.
- 7 Pofalla, B. (2019): Der Ort, vor dem alle Angst haben. Online verfügbar: <https://www.welt.de/kultur/plus199406170/Kottbusser-Tor-Der-Ort-vor-dem-alle-Angst-haben.html>, 10.09.2020.
- 8 Biermann, T. & König, O. (2020): Die Drogenszene am Kottbusser Tor nach dem Todesstoß vor eine U-Bahn. Online verfügbar: <https://www.bz-berlin.de/berlin/die-drogenszene-am-kottbusser-tor-nach-dem-todesstoss-vor-eine-u-bahn>, 10.09.2020.
- 9 Der Aufkleber „I love Kotti“, den die Mieteraktivist*innen weit über „Kotti“ hinaus zum Zeichen haben, ist dafür ein gutes Beispiel. In ihrem Programm hat die von vielen Gruppen unterstützte Kiez-Initiative in 2017 das Thema Sicherheit zentral gestellt: Kotti e. V. (2020): Wenn nicht jetzt, wann dann. <https://www.rundumkotti.de/kiezthemen/sicherheit-2017-1/>, 10.09.2020.
- 10 Die Frage, die wir uns in dieser Studie gestellt haben, ist die nach dem Sicherheitsempfinden der Menschen, die in Wohnungen am Kottbusser Tor und Umgebung wohnen. Der Ansatz inkludiert also

- nicht das Sicherheitsempfinden von anderen Nutzer*innen am Kottbusser Tor und Umgebung, ohne dass wir diese Erfahrungen damit diskreditieren oder abwerten. Auch sind alle Teilnehmer*innen an der Umfrage Erwachsene: dass Kinder und Jugendliche auch als Anwohner*innen noch ein eigene Perspektive haben, soll man dabei aber nicht aus den Augen verlieren.
- 11 taz (2020): „Der Tourismus hat Berlin gutgetan“. Online verfügbar: <https://taz.de/Berlin-Tourismus-und-Corona/!5682523/>. 10.09.2020.
 - 12 Eine Übersicht findet man bei Box, Hale & Andrews (1988). Gray, Jackson & Farrall (2010) haben die jüngere Literatur besprochen und argumentieren, dass man „Angst“ und „Sorgen“ trennen sollte, und außerdem argumentiert, dass der Umgang von Menschen mit Angst oder Sorgen in der Analyse von Sicherheitsempfinden berücksichtigt werden soll.
 - 13 Emotionen wie Freude, Trauer, Wut oder Angst sind dabei nicht rein persönlich, sondern in soziale Kontexte eingebettet. Die „echten“ Gefühle, die wir körperlich haben, werden somit entsprechend gesellschaftlichen Normen interpretiert (Hochschild 1983).
 - 14 Koslova, W. (2016): Der VICE-Podcast: Hipsterhotspot, Drogenhöhle, Multikulti? 24 Stunden am Kottbusser Tor. Online verfügbar: <https://www.vice.com/de/article/7bj7zd/der-vice-podcast-hipsterhotspot-drogenhoele-multikulti-24h-am-kottbusser-tor>, 10.09.2020.
 - 15 Teilnahmekriterium war „Anwohnerschaft“ im QM-Gebiet Zentrum Kreuzberg/Oranienstraße. Name am Klingelschild o.ä. war nicht ausschlaggebend. Minderjährige und nicht-einwilligungsfähige Personen waren von der Befragung ausgeschlossen. Der Nachteil dieser Methode ist, dass wir pro Haushalt eine Person befragt haben und die Stichprobe deswegen nicht der Gesamtbevölkerung an Personen entspricht. Der Vorteil ist, dass wir mit Menschen gesprochen haben, die die Wohnungen tatsächlich auch bewohnen. (Eine Stichprobenziehung der Bevölkerung aus dem Melderegister, hätte sich zum Beispiel auf Personen bezogen, die an der entsprechenden Adresse registriert ist, was jedoch nicht immer bedeutet, dass sie dort auch in dem Moment wohnen.) Von 1177 haben wir 323 Menschen erreicht, die zur Teilnahme bereit waren. In 741 Fällen gab es eine Ablehnung oder niemand wurde bei mehreren Versuchen angetroffen. In 113 Fällen sind keine genaueren Informationen bekannt, warum kein interview zustande kam.
 - 16 Um räumlich noch dichter an dem Platz um das Kottbusser Tor zu bleiben, deckt sich unser Untersuchungsgebiet nicht 1 zu 1 mit dem Aktionsraum des QM. Statt der östlichen Verlängerung der Oranienstraße ab dem Heinrichplatz, haben wir die Häuser am Fränkelufer und östlich des Süden des der Admiralstraße mit in die Untersuchung miteinbezogen. Trotzdem beziehen wir uns für den statistischen Vergleich auf das Gebiet des QM. Bisweilen greifen wir für die statistische Beschreibung des Gebietes auch auf die soziodemografischen Daten der Lebensweltlich orientierten Planungsräume (LOR) Wassertorplatz und Oranienplatz zurück, wenn für das QM Gebiet keine Daten vorliegen. Diese Gebiete decken sich nicht vollständig mit dem Aktionsraum des QM, dem Gebiet, in dem unsere Befragung tatsächlich stattfand. Dennoch nutzen wir sie hier als Näherungswert, um unsere Stichprobe mit der Grundgesamtheit zu vergleichen.
 - 17 Die Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung stuft die Wohnlage einer Adresse im Zusammenhang mit dem Berliner Mietspiegel ein. Die Klassifizierung einer Adresse als einfache Wohnlage im Innenstadtbereich erläutert die Senatsverwaltung folgendermaßen: „In den Zentren der Stadt sind einfache Lagequalitäten von Wohnungsbeständen insbesondere durch eine überwiegend geschlossene Bauweise, stark verdichtete und meist homogene Bebauung gekennzeichnet, die ggf. mit Gewerbe und Industrie durchmischt sind oder an diese angrenzen. Außerdem weisen einfache Wohnlagen meist eine geringe Durchgrünung und ein unterdurchschnittliches Image (einen niedrigen oder sehr niedrigen Statusindex im Monitoring Soziale Stadt) auf. Die einfache Wohnlage kann auch bei einer besseren Anbindung an den öffentlichen Personennahverkehr und einem umfangreichen Versorgungsangebot für den täglichen Bedarf vorliegen“ (SenSW 2019).
 - 18 In den drei an das Kottbusser Tor angrenzenden Wahllokalen (202, 317, 318) erhielten Linke und Grüne zusammen etwa 50 Prozent der abgegebenen Stimmen – In Berlin insgesamt waren es gerade einmal 31 Prozent (Die Landeswahlleiterin in Berlin 2019).

Kapitel 2

- 1 Diesbezüglich werden wir im weiteren Verlauf des Berichts von „Sicherheitsbewertung“ sprechen.
- 2 Neben dem allgemeinen Sicherheitsempfinden haben wir auch untersucht, welche Erfahrungswerte an Sicherheit Menschen mit bestimmten Orten in ihrem Wohnumfeld verbinden, aber das ist Thema in Kapitel 6.
- 3 In den Interviews haben wir den Teilnehmer*innen gezeigt, was wir genau unter dem Kottbusser Tor verstehen.
- 4 Kendall's Tau-b = 0,625, $p = 0,000$.
- 5 Kottbusser Tor: Adj. R^2 -Werte = 0,068; im Quartier: Adj. $R^2 = 0,077$.
- 6 Dieser Effekt verschwindet für die höchste Einkommensgruppe. Wir vermuten, dass der Grund dafür ist, dass nur 14 der Befragten ein Netto-Äquivalenz-Einkommen zwischen 3000 und 3499 Euro monatlich angegeben haben, und nur 12 zwischen 2500 und 2999 Euro, und dass dies das Ergebnis beeinflussen könnte.
- 7 Viktimisierung ist in ihrer Komplexität ein Forschungsthema an sich. Wir können aber davon ausgehen, dass die Unterschiede in Strategien, wie mit Viktimisierung im Lebenslauf umgegangen wird, keine für das Kottbusser Tor spezifischen Effekte hat. Wir gehen deswegen darauf nicht weiter ein.
- 8 In diesem Modell wurde nach Gender, Alter, Einkommen, Anstellung, Bildung, Fremdzuschreibung und Kindern kontrolliert.
- 9 Cramér's V = 0,298, $p = 0,005$.
- 10 Cramér's V = 0,346, $p = 0,000$.
- 11 Cramér's V = 0,256, $p = 0,041$.
- 12 Das käme dann mit den Ergebnissen unserer qualitativen Studie mit männlichen Kreuzberger Jugendlichen am Mehringplatz und der Düttmann-Siedlung überein, die berichteten, nicht gerne in andere Bezirke zu fahren, da sie sich da vermehrt rassistisch beleidigt fühlten (Blokland & Šerbedžija 2018).
- 13 Kottbusser Tor: Kendall's Tau-b = -0,037, $p = 0,459$; im Quartier: Kendall's Tau-b = -0,119, $p = 0,019$.
- 14 Cramér's V = 0,256, $p = 0,041$.
- 15 Gewalt: Cramér's V = 0,298, $p = 0,005$; Rassismus: Cramér's V = 0,346, $p = 0,000$.
- 16 Raub: Cramér's V = 0,456, $p = 0,032$; sexualisierte Belästigungen: Cramér's V = 0,629, $p = 0,022$.
- 17 Sicherheitscore Kottbusser Tor: Kendall's Tau-b = -0,197, $p = 0,000$.

Kapitel 3

- 1 Wie stark dieser Punkt vom Kontext abhängt, wurde klar, als unter den Corona-Maßnahmen trotz einer EU-weiten Ankündigung eines Verbots von Einwegverpackungen (Ende 2019) der Gebrauch von Einwegplastik wieder bevorzugt wurde. Die Größe eines sozialen Problems hängt offenbar von anderen Problemen ab. Die Schwierigkeiten, die Corona-Maßnahmen kritisch zu diskutieren, haben auch gezeigt, wie hegemonial eine Problemdefinition sein kann.
- 2 Da keine Normalverteilung vorliegt, nutzen wir Spearman's Rho = 0,209, $p = 0,000$.
- 3 Zusammenhangsmaß des Nutzungsindex und dem Sicherheitsempfinden im Quartier: Spearman's Rho = 0,139, $p = 0,013$.
- 4 <https://www.genios.de/dosearch>
- 5 Kendall's Tau-b = 0,149, $p = 0,002$ bei Zweiteilung ‚sehr selten oder nie‘ und ‚regelmäßig und häufiger‘.
- 6 Es gibt keinen signifikanten Zusammenhang zwischen Gender und der Meidung von U-Bahnhof. Kottbusser Tor: Cramér's V = 0,067, $p = 0,703$.
- 7 Cramér's V = 0,204, $p = 0,014$.
- 8 Cramér's V = 0,083, $p = 0,490$.

Endnoten

- 9 Die genaue Fragestellung war: Nachfolgend hören Sie einige Aussagen zum U-Bahnhof Kottbusser Tor. Sagen Sie uns bitte ob Sie diesen völlig zustimmen, eher zustimmen, teilweise zustimmen, eher nicht zustimmen oder nichtzustimmen?
- 10 Korrelation U-Bahn-Bewertung und Sicherheitsempfinden, Kottbusser Tor: Spearman's Rho = 0,569, $p = 0,000$; im Quartier: Spearman's Rho = 0,423, $p = 0,000$.
- 11 Korrelation Achtsamkeit am U-Bahnhof und Sicherheitsempfinden, Kottbusser Tor: Spearman's Rho = - 0,258, $p = 0,000$.
- 12 Gray, Jackson und Farrall (2010: 77) haben gezeigt, dass Menschen, die sich Sorgen um Sicherheit machten, aber Maßnahmen dagegen genommen hatten, sich sicherer fühlten. Auch Literatur zu Strategien, die Frauen anwenden, um sich in der Öffentlichkeit sicher zu fühlen, weist darauf hin (zum Beispiel Mansoor & Hassan 2006). Sich bewegen oder Bewegungsmuster ändern ist eine dieser Strategien. Weg kommt man aber von einem U-Bahnhof nicht ganz so einfach.
- 13 Cramér's V = 0,251, $p = 0,022$.
- 14 Da Kriminalität als Geschäft von unnötiger Gewalt und Beteiligten, die sich als Geschäftsleute verstehen, nicht profitiert, ist es wichtig, Außenstehende nicht zu involvieren: Gewalt ist nicht unbedingt immoralisch (Blokland 2008). Obwohl die Medien Gewaltdelikte oft beschreiben (siehe Brownstein 1991), sind die Opfer vieler Gewaltdelikte in Verbindung mit kriminellen Geschäften meist nicht irgendwelche Bürger*innen. Brownstein (1990) zeigt, dass Berufserfahrung auch im Drogenhandel mit Fehlern zusammenhängt und auf „Drug Market Stabilität“ (Brownstein et al. 1991).
- 15 Phi = 0,538, $p = 0,000$.
- 16 Kendall's Tau-b = -0,138, $p = 0,009$.
- 17 Die Berechnungen haben wir allerdings mit den genauen Jahren, die Menschen vor Ort wohnen, geprüft, bevor wir die Anwohner*innen für die Darstellung in diese 10-Jahre Gruppen verteilt haben. Auch Gruppen von 5 Jahren ergeben kein anderes Ergebnis.
- 18 Die genaue Fragestellung war: Es gibt Situationen, die beeinflussen, wie wir uns auf der Straße fühlen. Bitte sagen Sie uns, ob Sie folgende Situationen als sehr schlimm, schlimm, teils/teils, nicht schlimm oder überhaupt nicht schlimm erfahren würden?
- 19 In den eigenen Nennungen bei der Frage nach den Gründen für die Beurteilung der Sicherheit am Kottbusser Tor (Kapitel 2) kam Jugend nur sieben Mal vor, im Quartier nur fünf Mal.
- 20 Kendall's Tau-b = 0,121, $p = 0,009$.
- 21 Alpha Wert liegt bei 0,692.
- 22 Alpha Wert liegt bei 0,781.
- 23 Aber siehe beispielsweise die Studie von Mühler (2016): sie zeigt, dass hohe informelle soziale Kontrolle die *Wahrnehmung* von physischen und sozialen incivilities (zu unterscheiden vom Auftreten von incivilities) verändert, und Effekte von Unordnung auf das Sicherheitsempfinden schwächt (Mühler 2016: 22).
- 24 Kottbusser Tor: Spearman's Rho = 0,296, $p = 0,000$; im Quartier: Spearman's Rho = 0,313, $p = 0,000$.
- 25 Kottbusser Tor: Spearman's Rho = 0,201, $p = 0,001$; im Quartier: Spearman's Rho = 0,132, $p = 0,030$.
- 26 So kommt Udvarhelyi (2007: 99) zur Schlussfolgerung: „Clearly, cleanliness as an ideology plays a crucial role in the perpetuation and justification of the stigma attached to certain urban areas (...) Cleanliness is much more than a physical state. It has become the yardstick to measure the desirability of a living environment: clean streets indicate good and decent neighbors, safety and stability. By contrast, streets full of garbage and litter are seen as places of 'the other', of unknown dangers, social transience, poor morality and a general disinterest in the social and physical environment.“
- 27 Kendall's Tau-b = 0,098, $p = 0,045$.
- 28 Allgemein Vertrauen und Sorgen um Unordnung: Kendall's Tau-b = -0,2097, $p = 0,000$.
- 29 Allgemein Vertrauen und Sorgen um Feindlichkeit: Kendall's Tau-b = 0,106, $p = 0,056$.

Kapitel 4

- 1 Ausnahme dabei waren Erfahrungen mit rassistischen Angriffen und LGBTQ-Beleidigungen, die von vielen als symbolische Gewalt empfunden werden, die unabhängig von konkreten Orten als Alltagserfahrung wahrgenommen werden.
- 2 Die übrigen hatten im Durchschnitt 2,9 Familienmitglieder. Nur 20 Menschen hatten mehr als 10 lokale Familienmitglieder.
- 3 Da Menschen bekanntlich sehr unterschiedliche Bedeutungen für „Freunde“ zuschreiben, haben wir Freundschaft wie folgt abgefragt: „Der Begriff ‚Freunde‘ bedeutet für viele Menschen etwas Unterschiedliches. Wir meinen damit Menschen, mit denen Sie nicht verwandt sind und denen Sie sich trotzdem zugehörig fühlen. Wie viele Menschen in Ihrem Quartier zählen Sie zu solchen Freunden?“
- 4 Bivariate Zusammenhänge wurden für Gender, Alter, Anstellung, Selbstzuschreibung (Ethnizität), Kinder, Einkommen, Wohndauer im Quartier und Anzahl der Freunde im Quartier überprüft, und es wurden keine signifikanten Zusammenhänge gefunden, außer: Sich mit Fremden unterhalten und Bildung: Cramér's $V = 0,209$, $p = 0,002$; Bekannte treffen und Anzahl der Freunde in Quartier (kategorisiert): Cramér's $V = 0,244$, $p = 0,000$.
- 5 Das heißt dann auch, dass die Rolle der Nachbarn für unser Sicherheitsempfinden nicht eine Frage darüber ist, ob ich meine Nachbarn mag. Vor allem geht es um die Frage, ob sie zu meiner Erfahrung einer vertrauten Öffentlichkeit beitragen, und ob ich soziale Kontrolle von ihnen erwarten kann (soziale Kontrolle ist Thema im nächsten Kapitel).
- 6 Vertraute Öffentlichkeit im Quartier und am Kottbusser Tor: Kendall's Tau-b = 0,326, $p = 0,000$.
- 7 Einfluss der vertrauten Öffentlichkeit auf das Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor: Kendall's Tau-b = 0,134, $p = 0,006$; im Quartier: Kendall's Tau-b = 0,103, $p = 0,035$.
- 8 Kendall's Tau-b = 0,106, $p = 0,034$.
- 9 In der Regression (hier nicht abgebildet) hat vertraute Öffentlichkeit einen positiven Effekt auf das Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor: Coef = 0,399, $p = 0,031$. In der Regression wurde auf Gender, Alter, Bildung, Anstellung, Einkommen, Fremdzuschreibung, Wohndauer im Quartier, Kinder und Viktimisierungserfahrungen kontrolliert. Das Gesamtmodell erklärt 8,4 % der Varianz des Sicherheitsempfindens.
- 10 Wir schreiben dies jetzt während der Zeit der Corona-bedingten Einschränkungen des öffentlichen Lebens. Vermutlich haben diese Einschränkungen diese vertraute Öffentlichkeit nicht unbeschädigt gelassen.

Kapitel 5

- 1 Cramér's $V = 0,288$, $p = 0,008$.
- 2 Cramér's $V = 0,149$, $p = 0,016$.
- 3 Cramér's $V = 0,171$, $p = 0,051$.
- 4 $p = 0,975$.
- 5 $p = 0,412$.
- 6 Kottbusser Tor: $R = 0,390$, $p = 0,000$; im Quartier: $R = 0,444$, $p = 0,000$.
- 7 $R = -0,255$, $p = 0,005$.
- 8 In Reihenfolge: Kottbusser Tor: Spearman's $Rho = 0,382$, $p = 0,000$ und 0,291; im Quartier: Spearman's $Rho = 0,420$, $p = 0,000$ und 0,254, $p = 0,000$.
- 9 Kottbusser Tor: Spearman's $Rho = 0,272$, $p = 0,000$; im Quartier Spearman's $Rho = 0,288$, $p = 0,000$.
- 10 Der Grundgedanke des symbolischen Interaktionismus ist, dass die soziale Bedeutung von Handlungen, Sprache etc. in Gesellschaften durch zwischenmenschliche Interaktionen gebildet wird.
- 11 Die genaue Formulierung der Fragen lautete: (1) „In den folgenden Fragen geht es um Situationen, die nicht wirklich passiert sein müssen. Wir möchten gerne erfahren, was Sie glauben, was passiert, wenn diese Situationen eintreten würden. Die Menschen, die in Ihrer Straße oder Ihrer Nähe wohnen, nennen wir dabei wiederum „Anwohner“. Stellen Sie sich vor, jemand versucht in Ihr Haus einzubrechen. Die Anwohner sehen das. Glauben Sie die Anwohner würden die Polizei rufen, sie vielleicht

rufen oder nicht rufen?"; (2) „Stellen Sie sich vor, jemand bedroht Sie hier im Quartier auf der Straße. Die Anwohner sehen das. Glauben Sie die Anwohner würden Ihnen helfen, ihnen vielleicht helfen oder nicht helfen?"; (3) Stellen Sie sich vor, drei Jugendliche verwüsten hier im Quartier etwas. Die Anwohner beobachten die Jugendlichen dabei. Glauben Sie die Anwohner würden etwas zu den Jugendlichen sagen, vielleicht etwas sagen oder nichts sagen?; (4) „Stellen Sie sich folgende Situation vor: Am Kottbusser Tor bricht eine alte Frau zusammen. Glauben Sie die Passanten werden nichts tun, den Notruf wählen, aber nichts weiter tun oder würden die Passanten der Frau helfen und den Notruf wählen?"; (5) „Stellen Sie sich nun noch folgende Situation vor: Am Kottbusser Tor kippt eine Person, welche offensichtlich unter dem Einfluss von Alkohol oder Drogen steht, um. Was würden die meisten Passanten tun? Würden sie nichts tun, den Notruf wählen, aber nichts weiter tun oder würden die Passanten der Person helfen und den Notruf wählen?“.

- 12 Kendall's Tau-b = 0,085, p = 0,051 and Kendall's Tau-b = 0,093, p = 0,035.
- 13 Der Fragebogen war so konstruiert, dass das Handeln nicht unbedingt Bezug auf den Fall der Belästigung nehmen muss, von dem man erzählt hat. Deswegen sind diese Zahlen nur indikativ, mit dem Ziel zu zeigen, dass Kreuzberg über *collective efficacy* verfügt. Bleibt die gemeinsame Prozentzahl unter 100, auffällig bei sexualisierter Belästigung, dann haben bestimmte Menschen offenbar Belästigung erfahren, gegen die sie nicht vorgegangen sind. Man muss dabei beachten, dass die absoluten Zahlen ja sehr niedrig werden: nicht so sehr die Höhe der Zahl, aber nur die Bemerkung, dass manche Menschen eine Belästigung, ohne sich dagegen zu wehren, hingenommen haben, ist relevant. Dabei müssen wir bedenken, dass wir offen die Frage angegangen haben: eine sexualisierte Belästigung von Nachbarn und anderen direkten Anwohnenden haben die Kreuzberger*innen (16 Frauen und zwei Männer) uns ohne unsere Aufforderung genannt. Mit rassistischen Sprüchen kamen auch die Hälfte der Nachbarn ohne Folgen davon, aber da sprechen wir nur noch von drei Menschen.
- 14 Cramér's V = 0,376, p = 0,008. 36 % der Menschen, die nicht selbst die Nachbarn angesprochen haben, stimmen zu, dass Polizei mehr sichtbar sein soll. Menschen, die selbst die Nachbarn ansprechen, lehnen mit 40 % ab, dass es mehr Polizei geben sollte. Die anderen Items zur Polizei zeigen keine Signifikanz. Es zeichnet sich so ab, dass bestimmte Menschen sich eher auf die Polizei verlassen.
- 15 Sicherheitsempfinden, Kottbusser Tor: Cramér's V = 0,148, p = 0,760; im Quartier: Cramér's V = 0,189, p = 0,400.
- 16 Sie sind sich so einig, dass wir nicht weiter schauen müssen, wer die genau sind: sie meinen es ja fast alle.
- 17 Kendall's Tau-b = 0,193, p = 0,001.

Kapitel 6

- 1 Die Nennung unsicherer Orte (ja/nein) hängt signifikant zusammen mit dem Sicherheitsempfinden im Quartier (Cramér's V = 0,370, p = 0,000) und mit der Wahrnehmung der Sicherheit im Quartier im Vergleich zu anderswo in Berlin (Cramér's V = 0,301, p = 0,000) sowie mit dem Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor (Cramér's V = 0,492, p = 0,000), mit der Wahrnehmung der Sicherheit am Kottbusser Tor im Vergleich zu anderen Plätzen (Cramér's V = 0,316, p = 0,000) und mit der Wahrnehmung der Sicherheit Kottbusser Tor im Vergleich vor 10 Jahre (Cramér's V = 0,264, p = 0,000).
- 2 Dabei konnten wir nicht für alle Befragten alle Unsicherheitsorte kartographisch darstellen, weshalb die Karten nicht identisch mit der deskriptiven Statistik zu Angaben der Gründe für Unsicherheitsorte sind. Die Statistiken wiederum wurden auf der Grundlage von bereinigten Datensätzen berechnet, die Individuen ausschließen, die bei der Kartierung jedoch mitberücksichtigt wurden.

Kapitel 7

- 1 Diese Beschreibung des Kontextuellen Modells haben wir aus unserer qualitativen Kreuzberger Studie „Gewohnt ist nicht normal“ übernommen (siehe Blokland & Šerbedžija 2018: 3f.).
- 2 Siehe dazu unsere qualitative Kreuzberger Studie „Gewohnt ist nicht normal“ (Blokland & Šerbedžija 2018).

Anlage 1: Übersicht tabellarischer Abbildungen und Regressionsanalysen

Abbildung 2.4 Regression mit Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor

Lineare Regression

Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor (Skala von 1 bis 10)	Coef.	St.Err.	t-value	p-value	[95% Conf Interval]	Sig
Gender: Mann (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Gender: Frau oder Divers	-.491	.323	-1.52	.13	-1.129 .146	
Alter (Zentriert)	.006	.013	0.47	.635	-.02 .032	
Bildung: Hoch (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Bildung: Mittel	-.609	.467	-1.31	.193	-1.53 .311	
Bildung: Niedrig/ohne Abschluß	-.764	.425	-1.80	.074	-1.602 .074	*
Weniger als 999€ (Ref.)	0	.	.	.	.	.
1000–1499€	-.157	.449	-0.35	.728	-1.043 .729	
1500–1999€	.449	.526	0.85	.394	-.587 1.486	
2000–2499€	.152	.564	0.27	.788	-.96 1.263	
2500–2999€	-.977	.761	-1.28	.201	-2.477 .524	
3000–3499€	-1.462	.753	-1.94	.053	-2.946 .022	*
Mehr als 3500€	.199	.523	0.38	.704	-.832 1.23	
Als Deutsch gesehen (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Nicht als Deutsch gesehen	-.453	.307	-1.48	.142	-1.059 .152	
Aufenthaltsdauer im Quartier (Jahren)	-.011	.015	-0.75	.456	-.041 .018	
Vollzeit beschäftigt (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Teilzeit/Geringfügig	.715	.419	1.71	.089	-.111 1.54	*
in Ausbildung	.257	.545	0.47	.638	-.817 1.331	
Nicht erwerbstätig	-.094	.46	-0.20	.839	-.1 .813	
Keine Kinder<18 (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Kinder < 18 zH.	-1.082	.408	-2.65	.009	-1.887 -.277	***
Constant	6.829	.486	14.04	0	5.87 7.788	***
Mean dependent var	5.833		SD dependent var	2.293		
Adj R-squared	0.068		Number of obs	221.000		
F-test	2.002		Prob > F	0.014		
Akaike crit. (AIC)	994.750		Bayesian crit. (BIC)	1052.519		

*** $p < .01$, ** $p < .05$, * $p < .1$

Abbildung 2.5 Regression mit Sicherheitsempfinden im Quartier

Lineare Regression

Sicherheitsempfinden im Quartier (Skala von 1 bis 10)	Coef.	St.Err.	t-value	p-value	[95% Conf	Interval]	Sig
Gender: Mann (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Gender: Frau oder Divers	-.241	.311	-0.77	.439	-.855	.373	
Alter (Zentriert)	-.001	.013	-0.07	.941	-.026	.024	
Bildung: Hoch (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Bildung: Mittel	-.879	.45	-1.95	.052	-1.767	.008	*
Bildung: Niedrig/ohne Abschluß	-.796	.406	-1.96	.051	-1.597	.004	*
Weniger als 999€ (Ref.)	0	.	.	.	.	.
1000–1499€	-.022	.433	-0.05	.96	-.876	.832	
1500–1999€	.894	.507	1.76	.079	-.106	1.894	*
2000–2499€	.961	.543	1.77	.078	-.11	2.032	*
2500–2999€	.13	.734	0.18	.859	-1.317	1.578	
3000–3499€	.081	.726	0.11	.912	-1.351	1.512	
Mehr als 3500€	.365	.495	0.74	.462	-.611	1.34	
Als Deutsch gesehen (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Nicht als Deutsch gesehen	-.431	.295	-1.46	.146	-1.013	.151	
Aufenthaltsdauer im Quartier (Jahren)	-.008	.014	-0.54	.588	-.036	.021	
Vollzeit beschäftigt (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Teilzeit/Geringfügig	1.049	.401	2.61	.01	.258	1.841	***
in Ausbildung	.554	.526	1.05	.293	-.482	1.59	
Nicht erwerbstätig	.199	.443	0.45	.655	-.676	1.073	
Keine Kinder<18 (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Kinder < 18 zH.	-1.169	.394	-2.97	.003	-1.946	-.392	***
Constant	6.725	.469	14.33	0	5.8	7.651	***
Mean dependent var	6.383		SD dependent var		2.223		
Adj R-squared	0.077		Number of obs		222.000		
F-test	2.146		Prob > F		0.008		
Akaike crit. (AIC)	983.386		Bayesian crit. (BIC)		1041.231		

*** $p < .01$, ** $p < .05$, * $p < .1$

Abbildung 2.6 Gründe für das eigene Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor

Gründe Sicherheitsempfinden Kottbusser Tor*	Häufigkeit	Prozent %	Durchschnittl. Sicherheitsempfinden
<i>Unvorhersehbarkeit:</i> Quantität an Menschen negativ, Anmachen/sexuelle Belästigung, Unsicherheit an diesen Orten den Medien zufolge, unspezifisches Hörensagen, Mobilität, aggressive Stimmung, Sorge um Kinder	88	14,4	5,4
<i>Betroffenheit:</i> Eigene Betroffenheit, Befragter oder Nahestehende wurde an diesem/ähnlichem Ort Opfer von Gewalt-/Straftaten, Probleme „kommen ins Haus“	26	4,2	5
<i>Soziale Kontrolle:</i> Viele Bekannte, Nachbarn und Anwohner, positiver Verweis auf Wohndauer, Migranten positiv, Hilfsbereitschaft/Verlässlichkeit der Menschen, Belebtheit des Ortes positiv	69	11,3	7,4
<i>Umwelt:</i> gefährliche Verkehrslage/Kreuzungen, schlecht belichtete/dunkle Orte, stille/abgelegene Orte	42	6,9	5,3
<i>Kriminalität:</i> Einbruch, Gewalt, Diebstahl, Überfall, allgemein	87	14,31	4,8
<i>Drogendealer und –Nutzer:</i>	108	17,76	4,8
<i>Personengruppen:</i> Jugend, Touristen, Obdachlosen, Migranten	94	15,46	5,2
<i>Unbesorgt und allgemein positiv:</i> positiv; mittel nicht weiter spezifiziert, keine negativen Erfahrungen, keine Zielgruppe	94	15,46	7,5
*eigene Kategorisierung der offenen Antworten, Mehrfachnennungen möglich	608	100,00	5,8

Abbildung 2.7 Gründe für das eigene Sicherheitsempfinden im Quartier

Gründe Sicherheitsempfinden Quartier*	Häufigkeit	Prozent %	Durschnittl. Sicherheitsempfinden
<i>Unvorhersehbarkeit:</i> Quantität an Menschen negativ, Anmachen/sexuelle Belästigung, Unsicherheit an diesen Orten den Medien zufolge, unspezifisches Hörensagen, Mobilität, aggressive Stimmung, Sorge um Kinder	85	12,13	5,9
<i>Betroffenheit:</i> Eigene Betroffenheit, Befragter oder Nahestehende wurde an diesem/ähnlichem Ort Opfer von Gewalt-/Straftaten, Probleme „kommen ins Haus“	60	8,56	5,4
<i>Soziale Kontrolle:</i> Viele Bekannte, Nachbarn und Anwohner, positiver Verweis auf Wohndauer, Migranten positiv, Hilfsbereitschaft/Verlässlichkeit der Menschen, Belebtheit des Ortes positiv	106	15,12	7,9
<i>Umwelt:</i> gefährliche Verkehrslage/Kreuzungen, schlecht belichtete/dunkle Orte, stille/abgelegene Orte	42	5,99	5,9
<i>Kriminalität:</i> Einbruch, Gewalt, Diebstahl, Überfall, allgemein	71	10,13	5,5
<i>Drogendealer und –Nutzer:</i>	94	13,41	5,1
<i>Personengruppen:</i> Jugend, Touristen, Obdachlosen, Migranten	88	12,55	5,2
<i>Unbesorgt und allgemein positiv:</i> positiv; mittel nicht weiter spezifiziert, keine negativen Erfahrungen, keine Zielgruppe	155	22,11	7,5
*eigene Kategorisierung der offenen Antworten, Mehrfachnennungen möglich	701	100,00	6,5

Abbildung 2.8 Häufigkeit und Art von Viktimisierungserfahrungen, selbst erfahren oder einem Haushaltsmitglied passiert

Viktimisierungserfahrungen in der Stichprobe	Häufigkeit	Prozent %
Keine Viktimisierungserfahrungen	44	16,42
Mind. eine Viktimisierungserfahrung	224	83,58
Total	268	100,00

Art der Straftat	Wie viele Menschen haben es erlebt?		Erfahrung in letzten 2 Jahren		Erfahrungen > 10 Jahre her		Geschehen im Quartier	
	H.	%	H.	%	H.	%	H.	%
<i>Einbruch</i>	145	54,10	57	39,31	22	15,17	105	72,41
<i>Gewalt</i>	74	27,72	23	31,08	16	21,62	41	55,41
<i>Raub</i>	88	33,46	40	45,45	16	18,18	53	60,23
<i>Sexuelle Belästigung</i>	49	18,56	23	46,94	13	26,53	24	48,98
<i>Rassismus</i>	81	30,11	56	69,14	5	6,17	45	55,56
<i>LGBTQ</i>	34	13,03	24	70,59	4	11,76	21	63,64

Ort der Viktimisierungserfahrung (generell)	H.	%
Erfahrung im Quartier	111	49,55
Erfahrung außerhalb des Quartiers	113	50,45
Total	224	100,00

Abbildung 3.6 Aussagen zum U-Bahnhof Kottbusser Tor (in Prozent)

	Stimme völlig zu	Stimme eher zu	Teils/teils	Stimme eher nicht zu	Stimme nicht zu
In der Regel fühle ich mich am U-Bahnhof Kottbusser Tor wohl	14,06	22,09	22,09	21,29	20,48
Am U-Bahnhof Kottbusser Tor halten sich zu viele Menschen auf, die nicht ein- oder aussteigen	34,57	24,69	15,64	14,81	10,29
Ich ärgere mich oft über das Verhalten der Leute am U-Bahnhof Kottbusser Tor	21,77	23,39	19,76	18,55	16,53
Ich finde den U-Bahnhof Kottbusser Tor manchmal unheimlich	21,20	22,80	16,00	18,00	22,00
Das Verhalten der Menschen am U-Bahnhof Kottbusser Tor ist im Allgemeinen angenehm	8,06	15,73	29,84	25,00	21,37
Die Menschen am U- Bahnhof Kottbusser Tor achten aufeinander	6,88	9,72	31,58	29,55	22,27

Abbildung 3.15 Die Wahrnehmung von „schlimmen“ Situationen und Häufigkeit am Kottbusser Tor

	Wie würden Sie solche Situationen erfahren? (%)			Wie oft kommen solche Situationen am Kottbusser Tor vor? (%)		
	(Sehr) Schlimm	Teils/Teils	(Überhaupt) Nicht schlimm	Kommt (viel) öfter vor	Kommt gleich oft vor	Kommt (viel) seltener vor
Sich langweilende und nichtstuende Jugendliche	18,35	20,97	60,67	34,12	50,20	15,69
Drogengeschäfte oder -abhängige	67,17	16,98	15,85	90,60	7,89	1,50
Betrunkene Passanten oder Gruppen	62,45	25,65	11,90	78,71	18,25	3,04
Besprühte oder beschmierte Hauswände, Graffiti	18,56	18,56	62,88	61,65	32,33	6,02
Undiszipliniert fahrende Autofahrer	82,64	10,94	6,42	54,51	42,48	3,01
Müll auf Straßen und Grünflächen	82,16	15,61	2,23	79,78	18,35	1,87
Rechte oder rassistische Sprüche	94,23	2,31	3,46	7,97	26,29	65,74
LGBTQ- feindliche Aussagen auf der Straße	91,05	2,72	6,23	15,64	32,92	51,44
Sexuelle Belästigung auf der Straße	97,28	0,78	1,95	29,06	49,15	21,79

Abbildung 3.16.1 Faktorenanalyse Ladung der Items nach der Rotation

Factor analysis/correlation	Number of obs	=	200
Method: iterated principal factors	Retained factors	=	2
Rotation: oblique promax (Kaiser off)	Number of params	=	31

Factor	Variance	Proportion	Rotated factors are Correlated
Factor1	2.122	0.555	
Factor2	1.700	0.444	

LR test: independent vs. saturated: $\chi^2(120) = 670.14$ Prob> $\chi^2 = 0.0000$

Rotated factor loadings (pattern matrix) and unique variances

Variable	Factor1	Factor2	Uniqueness
(Schlimm) Sich langweilende und nichts tuende Jugendliche	0.541	- 0.218	0.664
(Schlimm) Drogengeschäfte oder -abhängige	0.627	- 0.036	0.607
(Schlimm) Betrunkene Passanten oder Gruppen	0.470	- 0.080	0.774
(Schlimm) Besprühte oder Beschmierte Hauswände, Graffiti	0.505	- 0.183	0.715
(Schlimm) Müll auf Straßen und Grünflächen	0.549	0.033	0.697
(Schlimm) Rechte oder rassistische Sprüche	- 0.134	0.723	0.464
(Schlimm) LGBTQ-feindliche Aussagen auf der Straße	- 0.079	0.610	0.623
(Schlimm) Sexuelle Belästigung auf der Straße	0.034	0.746	0.441
(HA) Sich langweilende und nichts tuende Jugendliche	0.230	0.077	0.941
(HA) Drogengeschäfte oder -abhängige	0.381	0.115	0.840
(HA) Betrunkene Passanten oder Gruppen	0.365	0.122	0.850
(HA) Besprühte oder Beschmierte Hauswände, Graffiti	0.321	0.110	0.883
(HA) Müll auf Straßen und Grünflächen	0.439	0.190	0.768
(HA) Rechte oder rassistische Sprüche	0.073	- 0.133	0.977
(HA) LGBTQ-feindliche Aussagen auf der Straße	- 0.015	0.016	1.000
(HA) Sexuelle Belästigung auf der Straße	0.075	0.252	0.930

Factor rotation matrix

	Factor1	Factor2
Factor1	0.973	- 0.214
Factor2	0.232	0.977

Abbildung 3.16.2 Faktoren (1) Sorgen um Unordnung und (2) Sorgen um Feindlichkeit

Variable (Scoring Koeffizienten nach der promax Rotation)	Sorgen um Unordnung (F1)	Sorgen um Feindlichkeit (F2)
(Schlimm) Sich langweilende und nichts tuende Jugendliche	0.195	- 0.068
(Schlimm) Drogengeschäfte oder -abhängige	0.262	- 0.017
(Schlimm) Betrunkene Passanten oder Gruppen	0.137	- 0.013
(Schlimm) Besprühte oder Beschmierte Hauswände, Graffitis	0.175	- 0.051
(Schlimm) Müll auf Straßen und Grünflächen	0.188	0.014
(Schlimm) Rechte oder rassistische Sprüche	- 0.051	0.352
(Schlimm) LGBTQ-feindliche Aussagen auf der Straße	- 0.018	0.215
(Schlimm) Sexuelle Belästigung auf der Straße	0.049	0.399
(HA) Sich langweilende und nichts tuende Jugendliche	0.061	0.030
(HA) Drogengeschäfte oder -abhängige	0.120	0.055
(HA) Betrunkene Passanten oder Gruppen	0.121	0.060
(HA) Besprühte oder beschmierte Hauswände, Graffitis	0.096	0.031
(HA) Müll auf Straßen und Grünflächen	0.169	0.096
(HA) Rechte oder rassistische Sprüche	0.005	- 0.016
(HA) LGBTQ-feindliche Aussagen auf der Straße	0.002	- 0.012
(HA) Sexuelle Belästigung auf der Straße	0.032	0.068

Abbildung 3.17 Regression mit Sorgen um Unordnung

Lineare Regression

Faktor: Sorgen um Unordnung (höhere Werte entsprechen weniger Sorgen)	Coef.	St.Err.	t-value	p-value	[95% Conf	Interval]	Sig
Gender: Mann (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Gender: Frau oder Divers	-.102	.142	-0.72	.473	-.382	.178	
Alter (Zentriert)	.008	.006	1.34	.181	-.004	.02	
Bildung: Hoch (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Bildung: Mittel	-.352	.206	-1.71	.089	-.758	.054	*
Bildung: Niedrig/ohne Abschluß	-.064	.187	-0.34	.734	-.434	.307	
Weniger als 999€ (Ref.)	0	.	.	.	.	.
1000–1499€	-.338	.197	-1.71	.089	-.728	.052	*
1500–1999€	.027	.246	0.11	.911	-.458	.513	
2000–2499€	-.124	.235	-0.53	.598	-.59	.341	
2500–2999€	-.938	.357	-2.63	.009	-1.643	-.233	***
3000–3499€	-.333	.332	-1.00	.317	-.99	.323	
Mehr als 3500€	-.039	.22	-0.18	.859	-.474	.396	
Als Deutsch gesehen (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Nicht als Deutsch gesehen	-.17	.137	-1.24	.216	-.44	.1	
Aufenthaltsdauer im Quartier (Jahren)	-0.019	.007	-2.80	.006	-.032	-.006	***
Vollzeit beschäftigt (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Teilzeit/Geringfügig	.297	.18	1.65	.1	-.058	.652	
in Ausbildung	.361	.229	1.58	.117	-.091	.813	
Nicht erwerbstätig	-.287	.217	-1.32	.188	-.717	.142	
Keine Kinder<18 (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Kinder < 18 zH.	-.118	.175	-0.68	.5	-.464	.227	
Keine Viktimisierungserfahrungen (Ref.)	0	.	.	.	.	.
Mindestens eine Viktimisierungserfahrung	.189	.182	1.04	.301	-.171	.548	
Constant	.428	.255	1.68	.096	-.076	.933	*
Mean dependent var	-0.002		SD dependent var		0.876		
Adj R-squared	0.131		Number of obs		163.000		
F-test	2.440		Prob > F		0.002		
Akaike crit. (AIC)	413.451		Bayesian crit. (BIC)		469.139		

*** $p < .01$, ** $p < .05$, * $p < .1$

Abbildung 4.2 Übersicht lokale Netzwerke

Übersicht der Lokalen Netzwerken		Prozent (%)
Wohnsituation		
	Wohnen alleine	40,52
	Wohnen zusammen mit Partner*In	27,51
	Wohnen zusammen mit anderen (>18)	31,97
Familienmitglieder im Quartier		
	Keine Familienmitglieder (>18) im Quartier	82,53
	Von 1 bis 5 Familienmitglieder (>18) im Quartier	10,78
	Mehr als 5 Familienmitglieder (>18) im Quartier	6,69
Freunde im Quartier		
	Keine Freunde im Quartier	20,82
	Von 1 bis 5 Freunde im Quartier	43,12
	Mehr als 5 Freunde im Quartier	36,06

Abbildung 5.1 Beurteilung der Polizei im Quartier

	Stimme (völlig) zu (%)	Teils/Teils (%)	Stimme (eher) nicht zu (%)
Die Polizei reagiert gut auf die Probleme im Quartier	34,92	32,94	32,14
Die Polizei schenkt den Problemen, die die Bewohner wichtig finden, genügend Aufmerksamkeit	28,21	31,20	40,60
Die Polizei soll im Quartier mehr Präsenz zeigen	36,98	16,60	46,42
Die Polizei tut zu wenig gegen die Kriminalität in diesem Quartier	30,51	26,69	42,80
Die Polizei in diesem Quartier verhält sich nicht gegenüber alle Menschen gleich	54,98	10,90	34,12
Die Polizei ist nicht im Stande, die Ordnung in diesem Quartier aufrecht zu erhalten	37,50	20,56	41,94
Der Umgang der Polizei mit den Menschen ist im Allgemeinen angemessen	55,56	24,28	20,16

Abbildung 5.4 Belästigung durch die Anwohner*innen

Wurden Sie schon mal belästigt durch die Anwohner*innen?		Häufigkeit	Prozent %
	Ja	117	36,9
	Nein	200	63,1
	Total	317	100,0
Wenn sie schon einmal belästigt wurden, wie haben Sie reagiert?			
Haben Sie die Anwohner_innen dann angesprochen?			
	Ja	77	65,8
	Nein	40	34,2
	Total	117	100,0
Haben Sie deshalb die Polizei gerufen?			
	Ja	39	33,3
	Nein	78	66,7
	Total	117	100,0

Abbildung 5.6 Aussagen zum Quartier und ihr Zusammenhang mit dem Sicherheitsempfinden im Quartier

	Stimme (völlig) zu (%)	Teils/ Teils (%)	Stimme (eher) nicht zu (%)	ZH mit Sicherheitsempfinden im Quartier
Es ist unangenehm, in meinem Quartier zu wohnen	10,41	19,33	70,26	Kendall's tau-b = 0,3593 Pr = 0,0000
Ich bin in meinem Quartier verwurzelt	70,41	13,86	15,73	Kendall's tau-b = -0,1673 Pr = 0,0007
Der Umgang zwischen den Menschen in meinem Quartier ist angenehm	62,69	30,60	6,72	Kendall's tau-b = -0,1761 Pr = 0,0004
Meistens fühle ich mich in meinem Quartier wie ein Fremder	8,58	6,72	84,70	Kendall's tau-b = 0,2452 Pr = 0,0000
Die Menschen in meinem Quartier haben dieselben Normen und Werte wie ich	24,31	40,39	35,29	Kendall's tau-b = -0,1429 Pr = 0,0041
Ich fühle mich in meinem Quartier vollkommen zu Hause	76,21	13,38	10,41	Kendall's tau-b = -0,2950 Pr = 0,0000
Es gibt in meinem Quartier zu viele Menschen, die hier gar nicht wohnen	54,41	18,77	26,82	Kendall's tau-b = 0,0977 Pr = 0,0448
Von den meisten Jugendlichen, die sich in meinem Quartier aufhalten, kennt man die Gesichter	25,95	16,79	57,25	Kendall's tau-b = 0,0516 Pr = 0,2893
Ich fühle mich verantwortlich für mein Wohnumfeld	70,30	18,42	11,28	Kendall's tau-b = -0,1332 Pr = 0,0069

Anlage 1

Abbildung 5.7 Aussagen zum Kottbusser Tor und ihr Zusammenhang mit dem Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor

	Stimme (völlig) zu (%)	Teils/ Teils (%)	Stimme (eher) nicht zu (%)	ZH mit Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor
Ich finde es am Kottbusser Tor dreckig	87,36	7,81	4,84	Kendall's tau-b = 0,1734 Pr = 0,0006
In der Regel fühle ich mich am Kottbusser Tor wohl	52,24	19,78	27,98	Kendall's tau-b = -0,3569 Pr = 0,0000
Ich ärgere mich oft über das Verhalten der Leute am Kottbusser Tor	38,2	28,46	33,34	Kendall's tau-b = 0,3075 Pr = 0,0000
Die Menschen am Kottbusser Tor haben im Allgemeinen dieselben Normen und Werte wie ich	15,11	33,33	51,55	Kendall's tau-b = -0,0944 Pr = 0,0556
Ich finde das Kottbusser Tor manchmal unheimlich	35,58	17,98	46,44	Kendall's tau-b = 0,4310 Pr = 0,0000
Das Verhalten der Menschen am Kottbusser Tor ist im Allgemeinen angenehm	29,58	38,20	32,21	Kendall's tau-b = -0,2579 Pr = 0,0000

Abbildung 6.1 Durchschnitt der Sicherheitsbewertung für Menschen mit und ohne unsichere Orte

	Unsicherheitsort	Durchschnitt
Unsicherheit 1–10 Quartier	Nein	7,44
Unsicherheit 1–10 Quartier	Ja	5,78
Unsicherheit Kottbusser Tor 1–10	Nein	7,06
Unsicherheit Kottbusser Tor 1–10	Ja	4,97

Abbildung 6.2 Übersicht über die Nennungen von Gründen für Unsicherheitsorte

Unsicherheitsorte Gründe	Häufigkeit	Prozent %
Grünflächen	17	2,5
Dunkle Orte	68	10,0
Abgelegene/Stille Orte	26	3,8
Graffiti	3	0,4
Verwüstungen	15	2,2
Verkehrslage	11	1,6
Jugendgruppen	25	3,7
Drogen Konsum/Händler	156	22,9
Obdachlose/Alkoholiker	103	15,1
Prostituierte/Freier	1	0,1
Nachbarn und Anwohner	3	0,4
Einwanderer/Ausländer/Migranten/Flüchtlinge	11	1,6
Opfer von Gewalt-Straftat (Befragter oder Nahestehender)	4	0,6
Unsicherheit den Medien zufolge	4	0,6
Kriminalität	66	9,7
Casinos	0	0,0
Sexuelle Belästigung	16	2,3
Sonstiges	99	14,5
Keine Angabe	53	7,8
Gesamt (Mehrfachnennungen möglich)	681	100,00

Literaturverzeichnis

- Atkinson, R. (2003): Introduction: Misunderstood Saviour or Vengeful Wrecker? The Many Meanings and Problems of Gentrification. In: *Urban Studies* 40 (12), 2343–2350.
- Atkinson, R. (2015): Losing One's Place: Narratives of Neighbourhood Change. In: *Housing, Theory and Society* 32 (4), 373–388.
- Barwick, C.; Blokland, T. (2015): Segregation durch Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt. In: Marschke, B. (Hg.): „Ich habe nichts gegen Ausländer, aber ...“. Alltagsrassismus in Deutschland. Berlin: Lit-Verlag, 229–243.
- Becker, H.; Schulz zur Wiesch, J. (1982): Sanierungsfolgen. Eine Wirkungsanalyse von Sanierungsmaßnahmen in Berlin. Stuttgart u. a.: Kohlhammer, Deutscher Gemeindeverlag.
- Belina, B. (2006): Raum, Überwachung, Kontrolle. Vom staatlichen Zugriff auf städtische Bevölkerung. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bellair, P.E. (1997): Social interaction and Community Crime: Examining the Importance of Neighbor Networks. In: *Criminology* 35 (4), 677–704.
- Benjamin, W.; Tiedemann, R. (1982): Das Passagen-Werk. Gesammelte Schriften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Berlin Hyp (2019): Neuvertragsmieten auf dem Berliner Wohnungsmarkt im Jahr 2018 unterteilt nach Bezirken (in Euro pro Quadratmeter). Online verfügbar: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/259905/umfrage/mietpreise-in-berlin-nach-bezirken/>, zuletzt geprüft 02.09.2020.
- Beebejau, Y. (2017): Gender, Urban Space, and the Right to Everyday Life. In: *Journal of Urban Affairs* 39 (3), 323–334.
- Bittner, M.; Hudler-Seitzberger, M. (2016): Verlorene Sicherheit. Subjektives Sicherheitsempfinden als Schlüsselindikator für Wohlfahrt und sozialen Fortschritt. In: *SWS-Rundschau* 56 (2), 237–248.
- Blokland, T. (2001): Bricks, Mortar, Memories: Neighbourhood and Networks in Collective Acts of Remembering. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 25 (2), 268–283.
- Blokland, T. (2003): *Urban Bonds*. Cambridge: Polity Press.
- Blokland, T. (2008): „You Got to Remember you Live in Public Housing“: Place-Making in an American Housing Project. In: *Housing, Theory and Society* 25 (1), 31–46.
- Blokland, T. (2009a). Oog Voor Elkaar: Veiligheidsbeleving en Sociale Controle in de Grote Stad. Amsterdam: University Press.
- Blokland, T. (2009b): Celebrating Local Histories and Defining Neighbourhood Communities: Place-making in a Gentrified Neighbourhood. In: *Urban Studies* 46 (8), 1593–1610.
- Blokland, T. (2017): *Community as Urban Practice*. Urban Futures. Malden: Polity Press.
- Blokland, T. (2019): 'They Got a Project Mentality': Theorizing Neighborhood Dis-identification and the Paradox of Belonging Through the Lens of 'the Ghetto'. In: *Die Erde* 150 (2), 101–111.
- Blokland, T.; Soenen, R. (2004): Veilig met de Tram. Een Etnografisch Perspectief op Veiligheid in het Openbaar Vervoer, *B&M* 31 (3), 173–184.
- Blokland, T.; Nast, J. (2014): From Public Familiarity to Comfort Zone: The Relevance of Absent Ties for Belonging in Berlin's Mixed Neighbourhoods. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 38 (4), 1142–1159.
- Blokland, T., Šerbedžija, V. (2018): *Gewohnt ist nicht normal*. Jugendalltag in zwei Kreuzberger Kiezen. Berlin: Logos Verlag.
- Body-Gendrot, S. (2000): *The Social Control of cities? A Comparative Perspective*. Oxford: Blackwell.
- Boers, K. (1991): *Kriminalitätsfurcht. Über den Entstehungszusammenhang und die Folgen eines sozialen Problems*. Pfaffenweiler: Centaurus.

- Böhme, C.; Franke, T. (2010): Soziale Stadt und ältere Menschen. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie. 43 (2), 86–90.
- Bonifacio, P. (1991): *The Psychological Effects of Police Work. A Psychodynamic Approach*. New York: Springer Science+Business Media.
- Bornewasser, M.; Köhn, A. (2012): Subjektives Sicherheitsempfinden. Kooperative Sicherheitspolitik in der Stadt. Working Paper 9. Münster: Westfälische Wilhelmsuniversität Münster.
- Bourdieu, P. ([1993] 1999): Effects of Place. In: Pierre Bourdieu et al. (Hg.): *The Weight of the World*, Cambridge: Polity Press, 123–129.
- Bourdieu, P. (2018): Social Space and the Genesis of Appropriated Physical Space. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 42 (1), 106–114.
- Boutellier, H. (2004): *The Safety Utopia*. Dordrecht: Springer Netherlands.
- Box, S.; Hale, C.; Andrews, G. (1988): Explaining Fear of Crime. In: *The British Journal of Criminology*, 28 (3), 340–356.
- Brownstein, H. H. (1990): Demilitarization of the War on Drugs: Toward an Alternative Drug Strategy. In: Trebach, A. S. & Zeese K. B. (Hg.): *The Great Issues of Drug Policy*. Washington, DC: The Drug Policy Foundation, 114–122.
- Brownstein, H. H. (1991): Media and the Construction of Random Drug Violence. In: *Social Justice* 18 (4), 85–103.
- Brownstein, H. H.; Crimmins S. M.; Spunt, B. J. (2000): A Conceptual Framework for Operationalizing the Relationship Between Violence and Drug Market Stability. In: *Contemporary Drug Problems* 27 (4), 867–890.
- Bug, M.; Wittenberg, E. (2015): „Dunkelfeldbefragung sollte die Polizeistatistik ergänzen“: Acht Fragen an Matthias Bug. In: *DIW Wochenbericht* 82 (3), 36–36.
- Bulmer, M. (1986): *Neighbours: The Work of Philip Abrams*. Cambridge: University Press.
- Butler, T. 2007. For Gentrification? *Environment and Planning A*, 39 (1), 162–81.
- Byrne, N. T. (1978): Sociotemporal Considerations of Everyday Life Suggested by an Empirical Study of the Bar Milieu. In: *Urban Life* 6 (4), 417–438.
- Ceccato, V. (2016): Public Space and the Situational Conditions of Crime and Fear. In: *International Criminal Justice Review* 26 (2), 69–79.
- Coffé, H.; Geys, B. (2006): Community Heterogeneity: A Burden for the Creation of Social Capital? *Social Science Quarterly*, 87 (5), 1053–1072.
- Darley, J. M.; Latané, B. (1968): Bystander Intervention in Emergencies. Diffusion of Responsibility. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 8 (4), 377–383.
- Darley, J. M.; Batson, C. D. (1973): From Jerusalem to Jericho. A Study of Situational and Dispositional Variables in Helping Behavior. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 27 (1), 100–108.
- Dittmar, J. F. (2009): *Im Vorbeigehen. Graffiti, Tattoo, Tragetaschen: En-Passant-Medien*. Berlin: TU Berlin.
- Elias, N. (1974): Towards a Theory of Communities. In: Bell, C. & Newby, H. (Hg.): *The Sociology of Community. A Selection of Readings*. London: Frank Cass & Company, ix–xli.
- Endreß, M.; Pabst, A. (2013): Violence and Shattered Trust: Sociological Considerations. In: *Human Studies* 36, 89–106.
- European Forum for Urban Security (EFUS) (2007): *Leitfaden für lokale Sicherheitsanalysen*. Ein Handbuch der Internationalen Praxis. Paris: EFUS.
- Fileborn, B.; Vera-Gray, F. (2017): “I Want to be Able to Walk the Street Without Fear”: Transforming Justice for Street Harassment. In: *Feminist Legal Studies* 25 (2), 203–227.
- Fischer, C. S. (1982): *To Dwell Among Friends: Personal Networks in Town and City*. Chicago: University of Chicago Press.

- Foucault, M. (1977): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, M. (2006): *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität 1*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Furedi, F. (2018): *How Fear Works: Culture of Fear in the Twenty-First Century*. London: Bloombury.
- Gabriel, U.; Greve, W. (2003): The Psychology of Fear of Crime: Conceptual and Methodological Perspectives. In: *British Journal of Criminology*. 43 (3), 600–614.
- Gans, H. J. (1993): *Essays on Poverty, Racism, and Other National Urban Problems*. New York: Columbia University Press.
- Garofalo, J. (1979): Victimization and the Fear of Crime. In: *Journal of Research in Crime and Delinquency*, 16 (1), 80–97.
- Gerhold, L. (2020): *Sicherheitsempfinden, Sicherheitskommunikation und Sicherheitsmaßnahmen. Ergebnisse aus dem Forschungsverbund WiSima*. Berlin: Forschungsforum Öffentliche Sicherheit, Freie Universität Berlin.
- Gifford, R. (2002a): *Environmental Psychology. Principles and Practices*. Colville: Optimal Books.
- Gifford, R. (2002b): Making a difference. Some Ways Environmental Psychology Has Improved the World. In: Bechtel, R. B. & Churchman, A. (Hg.): *Handbook of Environmental Psychology*. New York: Free Press.
- Giustozzi, C. (2016): In the Interest of the Child: Gendered Practices of Middle Class Mothers. In: Blokland et al. (Hg.): *Creating the Unequal City: The Exclusionary Consequences of Everyday Routines in Berlin*. Farnham: Ashgate, 85–106.
- Giustozzi, C.; Blokland, T.; Freitag, N. (2016) Secluding: Middle Class Segregation in Schools and Neighborhoods. In: Blokland et al. (Hg.): *Creating the Unequal City: The Exclusionary Consequences of Everyday Routines in Berlin*. Farnham: Ashgate, 71–84.
- Glaeser, E. L.; Laibson, D. I.; Scheinkman, J. A.; Soutter, C. L. (2000). Measuring Trust. In: *The Quarterly Journal of Economics* 115 (3), 811–846.
- Goffman, E. (1967): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Goffman, E. (2008): *Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gatherings*. New York: Free Press.
- Goossens, C.; Oosterlynck, S.; Bradt, L. (2020): Livable Streets? Green Gentrification and the Displacement of Longtime Residents in Ghent, Belgium. In: *Urban Geography*, 41 (4), 550–572.
- Gray, E.; Jackson, J.; Farrall, S. (2010): Feelings and Functions in the Fear of Crime: Applying a New Approach to Victimisation Insecurity. In: *The British Journal of Criminology*, 51 (1), 75–94.
- Groenemeyer, A. (1999): Soziale Probleme, soziologische Theorie und moderne Gesellschaften. In: Albrecht, G.; Groenemeyer, A. & Stallberg, F. (Hg.): *Handbuch soziale Probleme*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 13–72.
- GSW Immobilien (2013): *WohnmarktReport 2013*. Berlin: GSW.
- Hacking, I. (1990): *The Taming of Chance*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hallberg, P.; Lund, J. (2005): The Business of Apocalypse: Robert Putnam and Diversity. In: *Race and Class* 46 (4), 53–67.
- Hardin, R.; Offe, C. (1999): *Democracy and Trust*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Heath, Y.; Gifford, R. (2002): Extending the Theory of Planned Behavior: Predicting the Use of Public Transportation. In: *Journal of Applied Social Psychology* 32 (10), 2154–2189.
- Helbrecht, I. (1996): Die Wiederkehr der Innenstädte. Zur Rolle von Kultur, Kapital und Konsum in der Gentrification. In: *Geographische Zeitschrift* 84 (1), 1–15.

- Hirtenlehner, H. (2020): Gefährlich sind immer die Anderen! Migrationspanik, Abstiegsängste und Unordnungswahrnehmungen als Quelle der Furcht vor importierter Kriminalität. In: *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* 102 (4), 262–281.
- Hirtenlehner, H.; Hummelsheim, D. (2015): Kriminalitätsfurcht und Sicherheitsempfinden: Die Angst der Bürger vor dem Verbrechen (und dem, was sie dafür halten). In: Guzy, N.; Birkel, C. & Mischkowitz, R. (Hg.): *Viktimisierungsbefragungen in Deutschland*. Wiesbaden: Bundeskriminalamt, 458–487.
- Hochschild, A. R. (1983): *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*. Berkeley: University of California Press.
- Holm, A. (2010): *Wir Bleiben Alle. Gentrifizierung – Städtische Konflikte um Aufwertung und Verdrängung*. Münster: Unrast-Verlag.
- Holm, A. (2014): Zeitschleife Kreuzberg. Gentrification im langen Schatten der Behutsamen Stadterneuerung. In: *Zeithistorische Studien* 11 (2), 300–311.
- Innes, M. (2005): Signal Crimes and Signal Disorders: Notes on Deviance as Communicative Action. In: *British Journal of Sociology* 55 (3), 335–335.
- Institut für Kriminologie (2009): *Sicherheit und Lebenszufriedenheit in Kölner Stadtteilen. Eine repräsentative Befragung in Köln*. Köln: Universität zu Köln.
- Jackson, J. (2006): Introducing Fear of Crime to Risk Research. In: *Risk Analysis* 26 (1), 253–264.
- Jacobs, J.M. (1961): *The Death and Life of Great American Cities*. New York: Vintage Books.
- Jones, P.; Roberts, M.; Morris, L (2007): *Rediscovering Mixed-Use Streets. The Contribution of Local High Streets to Sustainable Communities*. Bristol: Policy Press.
- Keil, R. (2017): *Suburban Planet. Making the World Urban from the Outside In*. Urban Futures. Hoboken: John Wiley & Sons.
- Keller, N. (2018): Wer hat Angst vorm Kottbusser Tor? Zur Konstruktion „Gefährlicher Orte“. In: *Cilip* 115 (4), 18–24.
- Kleff, H.-G. (1998): Die Bevölkerung türkischer Herkunft in Berlin-Kreuzberg – eine Bestandsaufnahme. In: *Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung: Ghettos oder ethnische Kolonien. Entwicklungschancen von Stadtteilen mit hohem Zuwandereranteil*. Bonn: FES, 83–93.
- Kaschuba, W. (2004). *Die Überwindung der Distanz: Zeit und Raum in der europäischen Moderne*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Klose, A.; Liebscher, D. (2015): *Antidiskriminierungspolitik in der deutschen Einwanderungsgesellschaft. Stand, Defizite, Empfehlungen*. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Die Landeswahlleiterin in Berlin/Landesamt für Statistik Berlin-Brandenburg (2019): *Wahlen zum Abgeordnetenhaus 2016. Ergebnisse nach Wahlbezirk*. Online verfügbar unter: https://www.wahlen-berlin.de/Wahlen/BE2016/afspraes/uebersicht_stimmbezirk-02317-02317_gesamt.html, zuletzt geprüft 02.09.2020.
- Lane, J. (2012): Theoretical Explanations for Gender Differences in Fear of Crime. In: Renzetti C.; Miller, S.; & Gover, A. (Hg.): *Routledge International Handbook of Crime and Gender Studies*. Abingdon: Routledge, 55–72.
- Lanz, S. (2007): *Berlin aufgemischt. abendländisch, multikulturell, kosmopolitisch?* Bielefeld: Transcript Verlag.
- Lemert, C. (1995) *Sociology after the Crisis*. Boulder: Westview Press.
- Lilius, J. (2019): *Reclaiming Cities as Spaces of Middle Class Parenthood*. Singapur: Palgrave Macmillan
- Lofland, L.H. (1998): *The Public Realm: Exploring the City's Quintessential Social Territory*. Hawthorne: Aldine de Gruyter.
- Logan, J.R.; Molotch, H.L. (1987): *Urban Fortunes and the Political Economy of Place*. Berkeley: University of California Press.

- Lüdemann, C. (2006): Kriminalitätsfurcht im urbanen Raum. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 58 (2), 285–306.
- Maas-de Waal, C. J.; Wittebrood, K. (2002): Veiligheid, Ontwikkelingen en Stand van Zaken. In: de Hart, J. et al. (Hg.): *Zekere Banden. Sociale cohesie, leefbaarheid en veiligheid*. Den Haag: Sociaal en Cultureel Planbureau, 245–278.
- Mansoor, T.; Hasan, R. (2016): Gender Differences in The Fear of Crime. Victimization and Precautionary Behaviours. In: *Pakistan Journal of Gender Studies* 12 (1), 165–178.
- Massey, D.S. (1999): Imagining Globalisation: Power Geometries of Time-Space. In: Brah, A.; Hickman, M. J. & Mac an Ghaill, M. (Hg.): *Global Futures*. London: Palgrave Macmillan, 27–44.
- May, J. (1996): Globalization and the Politics of Place: Place and Identity in an Inner London Neighbourhood. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 21 (1), 194–215.
- McMillen, D.L.; Sanders, Y.S.; Solomon, G.S. (1977): Self-esteem, attentiveness, and helping behavior. In: *Personality and Social Psychology Bulletin* 3 (2), 257–261.
- Merrill, S. (2015): Keeping it Real? Subcultural Graffiti, Street Art, Heritage and Authenticity. In: *International Journal of Heritage Studies*, 21 (4), 369–389.
- Merton, R.K. (1968): *Social Theory and Social Structure*. (Enlarged Ed). New York: Free Press.
- Milgram, S. (1969): The Experience of Living in Cities. A Psychological Analysis. In: *Science*. 167 (3924), 1461–1468.
- Minnery, J.R.; Lim, B. (2005): Measuring Crime Prevention through Environmental Design. In: *Journal of Architectural and Planning Research* 22 (4), 330–341.
- Misztal, B. (2001): Normality and Trust in Goffman's Theory of Interaction Order. In: *Sociological Theory* 19 (3), 312–324.
- Morenoff, J.D.; Sampson, R.J.; Raudenbush, S.W. (2001): Neighborhood Inequality, Collective Efficacy, and the Spatial Dynamics of Urban Violence. In: *Criminology* 39 (3), 517–558.
- Moriarty, T. (1975): Crime, Commitment, and the Responsive Bystander. Two Field Experiments. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 31 (2), 370–376.
- Mühler, K. (2016): Zum Einfluss der Wahrnehmung von Unordnung auf das Sicherheitsempfinden. Arbeitsbericht des Instituts für Soziologie Nr. 68. Leipzig: Universität Leipzig.
- Musterd, S.; Ostendorf, W.; en Deurloo, R. (2004): Stedelijke Context en Onveiligheid, Gelegenheid en Brimnaliteit, *B&M*, 31 (3) 163–172.
- Newman, O. (1973): *Defensible Space. Crime Prevention through Urban Design*. New York: First Collier.
- Newman, O. (1996): *Creating Defensible Space*. Washington: HUD.
- Newman, O.; National Institute of Law Enforcement and Criminal Justice (1973): *Architectural Design for Crime Prevention*. Washington, DC: National Institute of Law Enforcement and Criminal Justice.
- Nisbet, R.A. (1970): *The Social Bond. An Introduction to the Study of Society*. New York: Knopf.
- Noll, H.-H. (1994): Zustand der öffentlichen Sicherheit beeinträchtigt Wohlbefinden der Bürger: Befunde zur subjektiven Wahrnehmung und Bewertung der öffentlichen Sicherheit. In: *Informationsdienst Soziale Indikatoren* 12, 5–8.
- Olteanu, T.; De Neve, Dorothee (2012): Graffiti -Schmiererei oder politische Partizipation? Politische Partizipation jenseits der Konventionen. Leverkusen-Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Orum, A.M.; Neal, Z.P. (2010): *Common Ground? Readings and Reflections on Public Space*. London: Routledge.
- Parsons, T. (1949): *The Structure of Social Action*. Glencoe: The Free Press.
- Phadke, S. (2013): Unfriendly Bodies, Hostile Cities: Reflections on Loitering and Gendered Public Space. In: *Economic and Political Weekly* 48 (39), 50–59.

- Phillips, T.; Smith, P. (2004): Emotional and Behavioural Responses to Everyday Incivility. Challenging the Fear/Avoidance Paradigm. In: *Journal of Sociology* 40 (4), 378–399.
- QM Zentrum Kreuzberg (2018): Quartiersmanagementgebiet Zentrum Kreuzberg/Oranienstrasse. Online verfügbar unter: <https://www.qm-zentrumkreuzberg.de/Quartiersmanagement/Das%20QM-Gebiet/>, zuletzt geprüft 02.09.2020.
- Pfotenhauer, E. (2000): Stadterneuerung – Sanierung. In: Häußermann, Hartmut (Hg.): *Großstadt. Soziologische Stichworte*. Opladen: Leske + Budrich, 247–257.
- Putnam, R. (2000): *Bowling Alone*. New York: Schuster.
- Putnam, R. (2007): E Pluribus Unum: Diversity and Community in the Twenty-First Century. The 2006 Johan Skytte Prize Lecture. In: *Scandinavian Political Studies* 30 (2), 137–174.
- Rainwater, L. (1966): Fear and the House-as-Haven in the Lower Class. In: *Journal of the American Institute of Planners* 32 (1), 23–31.
- Sampson, R. (2004): Neighbourhood and Community. In: *New Economy* 11 (2), 106–113.
- Sampson, R.; Morenoff, J.D.; Gannon-Rowley, T. (2002): Assessing “Neighborhood Effects”: Social Processes and New Directions in Research. In: *Annual Review of Sociology* 28 (1), 443–478.
- Sampson, R.J.; Raudenbush S.W.; Earls, F. (1997): Neighborhoods and Violent Crime: A Multilevel Study of Collective Efficacy. In: *Science* 277 (5328), 918–924.
- Schwind, H.-D. (2010): *Kriminologie. Eine praxisorientierte Einführung mit Beispielen*. Heidelberg: Kriminalistik Verlag.
- Simmel, G. (1903): *Die Großstädte und das Geistesleben*. Dresden: Petermann.
- Shaw, C.R. (1929): *Delinquency Areas. A Study of the Geographical Distribution of School Truants, Juvenile Delinquents, and Adult Offenders in Chicago*. Chicago: University of Chicago Press.
- Skogan, W.G. (1990): *Disorder and Decline. Crime and the Spiral of Decay in American Neighborhoods*. New York: The Free Press.
- Skogan, W.G.; Maxfield, M.G. (1981): *Coping with Crime: Individual and Neighborhood Reactions*. Newbury Park: Sage Publications.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (2019): *Wohnlagenkarte. Berliner Mietenspiegel 2019*. Online verfügbar: <https://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/mietspiegel/de/wohnlagenkarte.shtml>, zuletzt geprüft 02.09.2020.
- Sennett, R. (1996): *The Uses of Disorder: Personal Identity and City Life*. London: Faber & Faber.
- Sennett, R. (2010) *The Public Realm*. In: Bridge, G.; Watson, S. (Hg.): *The Blackwell City Reader*. Malden: Wiley Blackwell, 261–272.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (SenSW)/Statistisches Landesamt Berlin | B1 Einwohnerregister (2018): *Demografische und Sozioökonomische Daten zum QM Gebiet: Zentrum Kreuzberg- Oranienstraße*. Datenstand 31.12.2018.
- Snedker, K (2006): Altruistic and Vicarious Fear of Crime: Fear for Others and Gendered Social Roles. In: *Sociological Forum*, 21 (2), 163–195.
- Soenen, R. (2006). *Het kleine Ontmoeten. Over het Sociale Karakter van de Stad Het kleine Ontmoeten*. Antwerp: Garant Uitgevers.
- Stark, T.; Smolka, T.; Pickel; S. (2018): *Die Legitimität demokratischer Verfassungen. Ein Vorschlag zur empirischen Bestimmung*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- St. Jean, P.K. (2007): *Pockets of Crime: Broken Windows, Collective Efficacy, and the Criminal Point of View*. Chicago: University of Chicago Press.
- Sztompka, P. (1999): *Trust. A Sociological Theory*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Talen, E. (2006): Design That Enables Diversity: The Complications of a Planning Ideal. In: *Journal of Planning Literature* 20 (3), 1–17.

- Terpstra, J. (2003): Justice in the Community in Dutch Cities. The Evaluation of a New Answer to Urban Crime and Disorder. Conference Paper.
- Tulloch M.I. (2004): Parental Fear of Crime: A Discursive Analysis. In: *Journal of Sociology* 40 (4), 362–377.
- Völschow, Y. (2014): *Kriminologie ländlicher Räume. Eine mehrperspektivische Regionalanalyse*. Berlin: Springer Verlag.
- Udvarhelyi, E. (2007): Spatial Stigma and the Discourses of Order and Cleanliness. In: *Remix: Damage, Shame and Resistance*, 88–114.
- Uslaner, E. M. (2004): Trust and Corruption. In: Graf Lambsdorff, J.; Taube, M. & Schramm, M. (Hg.): *The New Institutional Economics of Corruption*. London: Routledge, 90–106.
- van Gemerden, E.; Staats, H. (2006): *Ontwerp en Sociale Veiligheid*. Leiden: Universiteit Leiden.
- Warr, M.; Ellison, C. E. (2000): Rethinking Social Reactions to Crime: Personal and Altruistic Fear in Family Households. In: *The American Journal of Sociology* 106 (3), 551–578.
- Warr, M. (1984): Fear of Victimization: Why are Women and the Elderly More Afraid? In: *Social Science Quarterly* 65 (3), 681–702.
- Wacquant, L. (2007): Territorial Stigmatization in the Age of Advanced Marginality. In: *Thesis Eleven*, 91 (1), 66–77.
- Wacquant, L. (2008): *Urban Outcasts: A Comparative Sociology of Advanced Marginality*. Cambridge: Polity Press.
- Watson, S. (2006): *City Publics: The (Dis)enchantments of Urban Encounters*. London: Routledge.
- Wehrheim, J. (2002): *Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Whyte, W.H. (1980): *The Social Life of Small Urban Spaces*. Washington DC: The Conservation Foundation.
- Wilson, J. Q.; Kelling, G. L. (1982): Broken Windows. The Police and the Neighborhood Safety. In: *The Atlantic Monthly* 3 (1), 29–39.
- Wittebrood, K. (2006): *Slachtoffers van Criminaliteit: Feiten en achtergronden*. Den Haag: Sociaal en Cultureel Planbureau.
- Young, V.D. (1992): Fear of Victimization and Victimization Rates among Women: A Paradox? In: *Justice Quarterly* 9 (3), 419–441.

Das Kottbusser Tor in Berlin-Kreuzberg wird sowohl wegen seiner Vielfalt und seines Community-Aktivismus gefeiert als auch wegen Schmutz, Drogen und Gefahr gemieden. Wie die Bewohner*innen ihren Kiez sehen, wird oft in Anekdoten und politischen Statements dargestellt, aber kaum systematisch untersucht. Deshalb hat ein Forschungsteam des Georg-Simmel-Zentrums für Metropolenforschung an der Humboldt-Universität im Auftrag des Bezirksamtes Friedrichshain-Kreuzberg an Haustüren geklingelt und nachgefragt: Wodurch fühlen sich die Menschen in ihrem Wohngebiet unsicher? Würden sie denken, dass mehr Polizeipräsenz die Un-/Sicherheit erhöhen würde? Was erwarten sie von anderen Anwohner*innen, und inwiefern tragen solche Erwartungen zum Gefühl der Sicherheit bei? Trägt die alltägliche Nutzung der Nachbarschaft zum Sicherheitsgefühl bei?

Dieses kleine Buch stellt die Ergebnisse der Studie vor. Es engagiert sich kritisch mit der berühmten These, dass „Augen auf der Straße“ soziale Kontrolle und damit mehr subjektive Sicherheit erzeugen, und untersucht die Relevanz von Dunkelheit, Dreck und Drogen sowie von Achtsamkeit, Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit. Die Studie zeigt, dass das Sicherheitsempfinden in einer städtischen Nachbarschaft von vertrauter Öffentlichkeit abhängt. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass Menschen einschätzen können, was sie um sich herum sehen (eine Fähigkeit, die bei wiederholter Nutzung von Orten zunimmt) und darauf vertrauen, dass andere Bewohner*innen ihnen den Rücken freihalten. Dabei muss den Menschen nicht immer alles gefallen, was sie an ihrem Wohnort erfahren. Aber in dichten Stadtgebieten mit hoher Diversität profitieren die Bewohner*innen von gegenseitigem Wiedererkennen, wenn es um das Sicherheitsempfinden geht.